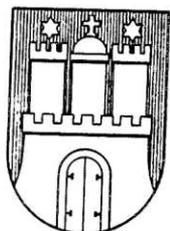


Zeitensprünge

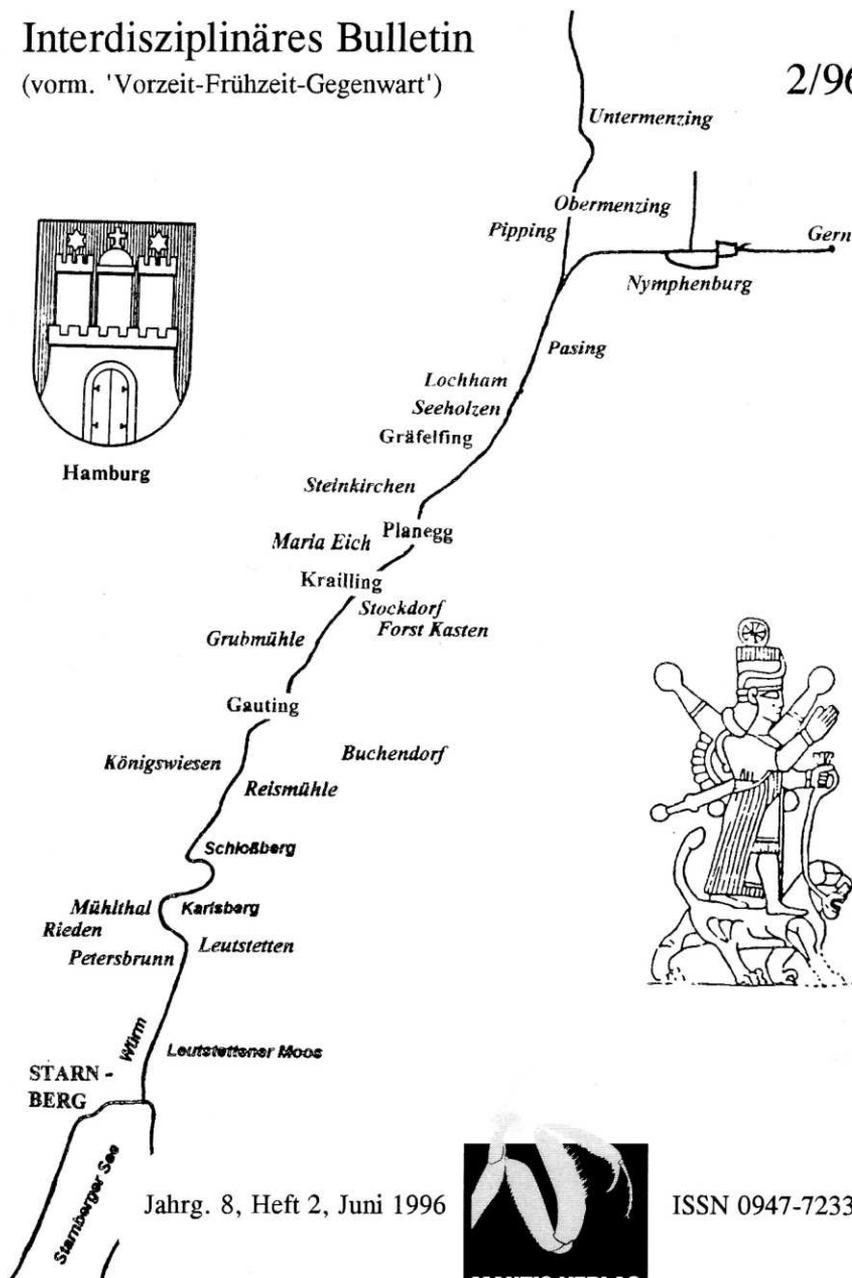
Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/96



Hamburg



Jahrg. 8, Heft 2, Juni 1996

ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Die Würm [Ongyerth 158; s.S.222], Hamburger Stadtwappen (s.S. 132) und assyrische Istar=Venus aus G. Heinsohns *Fassadenwesen* (s.S. 223)

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a Tel./Fax: 089 / 87 88 06

ISSN 0947-7233

Herausgeber und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Druckerei: *Difo-Druck GmbH* 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 65,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 70,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1996 verschickt.

Vorrätige frühere Hefte können nachgeliefert werden: 15,- DM je **Heft** ab 1994, frühere 10,- DM (**Doppelhefte:** 1-2/89 = 12,- DM; 2-3/90, 3-4/91, 4-5/92, 3-4/93 je 18,- DM). **Jahrgänge:** 1989 = 35,- DM; 1990 - 1991 je 40,- DM, 1992 - 1994 je 45,- DM, 1995 = 55,- DM.

Copyright: Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortl. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zum Glück daneben und auch sonst alles o.k.

Zum Jahrestreffen in Hamburg

Heribert Illig

Die Regie hatte folgende Vorstellung. Am Himmelfahrtstag, also am donnerstägigen Vorabend wird eines ganz runden Gedenktages gedacht, nämlich der Kaiserkrönung Ottos III. am Himmelfahrtstag 996. Dann wird zwei Tage lang vorgetragen und nachgedacht, diskutiert und schwadroniert. Und zum Abschluß wird am Sonntag dem 19.5. im praktischen Teil ein Planetoideneinschlag vorgeführt. Denn es war "1996 JA1" angesagt, ein Planetoid von rund 100 m Durchmesser. Aber wie's so geht: JA1 verpaßte das katastrophale Rendezvous hauchdünn um 4 Stunden und passierte uns deshalb in 450.000 km Entfernung, also in 1,2facher Mondentfernung. Noch nie ist ein Planetoid so nahe an der Erde vorbeigerauscht, wobei sich das "noch nie" nur auf die wenigen Beobachtungen der letzten Jahre stützen kann. Die Vorwarnzeit betrug keine Woche, wurde doch die allererste Beobachtung des ungebetenen Gastes am 14.5. gemacht, ganze fünf Tage vor dem möglichen Einschlag. Denn JA1 gehört zu jenen Zehntausenden von Planetoiden, die die Astronomen noch nicht in ihren Katalogen führen, deren Gefährlichkeit allenfalls statistisch benannt werden kann [SZ, 20.5.96].

Nutzen wir also die unverhoffte und doch wie selbstverständliche Chance, ein paar Streiflichter auf unser Treffen in Hamburg zu werfen. Für stärkeres Licht hatte beim Treffen schon das NDR-Fernsehen gesorgt, das überraschend am Samstag vorbeischaute, zwei Vorträge mitschnitt und den Schreiber dieser Zeilen über Löwenzahnwiesen trieb, aber den 4-min.-Beitrag (noch) nicht gesendet hat. Überraschend war auch die unübertroffen hohe TeilnehmerInnenzahl (52 im Verlauf der Tagung), die hohe Zahl von 15 Beiträgen und der erfreuliche Umstand, daß sich drei Referentinnen zu Wort meldeten und eine vierte zu unserer ersten Poster-Session aufrief.

52 TeilnehmerInnen am Hamburger Jahrestreffen: Achim Babendreyer, Bonn ♣ Berislava Jan-Illig, Gräfelzing ♣ Christian Blöss, Berlin ♣ Christoph Marx, Basel ♣ Dagmar Hartung-von Doetinchem, Berlin ♣ Dieter Eckstein, Hamburg ♣ Eike Gerhold, Hamburg ♣ Elisabeth Honsel,

Unsere noble Tagungsstätte war dank der Möglichkeiten von Dr. Paul C. Martin aufgespürt worden. Wir lebten dort zwar etwas über unsere Verhältnisse, hatten aber ohne jeden Zweifel das bislang beste Tagungs-ambiente aller Jahrestreffen. Schon zum 'Otto-Gedächtnis-Vorabend' rückten fast 30 Zeiteinsparer zusammen, die Ausdauerndsten hielten - wie auch an den anderen Abenden - bis fast zum Morgengrauen durch.

Es gab auch eine Überraschung anderer Art, indem **Gunnar Heinsohn** endgültig absagen mußte und damit erstmals seit 1982 fehlte. Ein Tagungs-termin beim Management-Zentrum St. Gallen, bei dem es um die Thesen in seinem neuen Geld-und-Zins-Buch ging, erlaubte nicht einmal einen kurzen Abstecher nach Hamburg. Insofern übernahm - Segen einer großen Familie - sein Neffe Ulf Heinsohn die beiden Eröffnungsreferate. Denn alter Gewohnheit entsprechend wurden am ersten Tag die geschichtlichen Themen von der Antike her kommend abgehandelt, während am zweiten Tag die datierenden Hilfswissenschaften ins Kreuzverhör genommen wurden, bis der mythos- und mythenbezogene Teil den Ausklang brachte.

Heinsohn wählte mit Emar und Hazor zwei Beispiele aus, wie stimmige Stratigraphien ins Absurde datiert werden. So hat *Emar am Euphrat* (heute der syrische Tell Meskéné östlich von Aleppo und Ebla) trotz durchgehender Besiedelung ab der Römerzeit davor nur eine einzige archäologische Phase (auf -1700 bis -1400 datiert). Dummerweise wird die Stadt bereits Ende des -3. Jtsds. erwähnt und hat altbabylonische Siegel des -20. bis -18. Jhs. konserviert, gleichzeitig aber eine Kultwelt geschaffen, die derjenigen Judas im -6. bis -4. Jh. gleicht. Die Lösung, das Stratum in die Zeit von -620 bis -330 zu datieren, ist der Wissenschaft nicht plausibel zu machen.

Hazor ganz im Norden von Israel hat dagegen viele Schichten, die Heinsohn bestens in seinem 'dritteln' Schema unterbringen kann, wobei er am Exodus festhält, der jedoch nunmehr ins späte -7. Jh. zu datieren ist.

Münster ♣ Enno Kröger, Hamburg ♣ Erich Derer, Oberhausen ♣ Georg Menting, Lippstadt ♣ Gisela Albrecht, Meppen ♣ Hanjo Schmidt, Stuttgart ♣ Hans Blöss, Bad Schwartau ♣ Hans Busch, Bremen ♣ Hans-Ulrich Niemitz, Berlin · Leipzig ♣ Heinrich Becker, Uelzen-Ripdorf ♣

Der Vergleich mit Mari ergibt weitere sinnstiftende Wechselbezüge. Heinsohns beide Vorträge werden im Heft 3-96 erscheinen.

Heribert Illig wechselte dann von der Moderation zum Vortrag, indem er über den *Stand unserer Hellenismusforschung* berichtete. Er wies darauf hin, daß sich die Architekturhistoriker bis heute nicht in der Lage sehen, die Geschichte der damaligen Zeit zu schreiben, weil "noch zu viele Daten und Anhaltspunkte" fehlen [Lauter 1986, XII]. Mit Bildmaterial und jüngsten Quellen ließ sich auch die Bemerkung aus dem letzten Heft vertiefen, daß die Nike-Darstellungen von -570 bis -420 eine kontinuierliche Entwicklung zeigen, die dann aber direkt zur Nike von Samothrake springt, die früher auf -310, heute auf -190 datiert wird. Eine Untersuchung der Architektur Athens, die genauso löchrig ist wie der übrige Hellenismus, bestätigte einmal mehr die Notwendigkeit grundsätzlicher Neubearbeitung. In der Diskussion wurde gegengehalten, daß die platonische Akademie mit ihren vielen Autoren eine zusammenhängende Kette bilde, die keine Kürzung zulasse. Dem ist nachzugehen, denn diese Kette riß bislang schon bei Platons Nachfolger Xenokrates ab, von dessen fast 70 Titeln sich laut Kleinem Pauly nichts erhalten hat.

Nach dem Mittagsbuffet deckte **Uwe Topper** die Unterschiede zwischen antiker Überlieferung und späterem Glaubensgut über Herkunft und Wesen der Germanen auf. Sein Referat über die *Erfindung der Germanen* samt Diskussionsergänzungen ist bereits ab S. 169 nachlesbar.

Manfred Zeller beschäftigte sich anschließend mit der *gestörten Abfolge von Germanen und Slawen* im Frühmittelalter, vor allem in der Niederlausitz. Sehr schön kam zum Ausdruck, daß sich die Slaweneinwanderung um bis zu drei Jahrhunderte verschiebt, je nachdem, von wo aus sie datiert wird (vom Mittelalter oder von der Spätantike her) und wie sie

Henning Heinsohn, Hanau ♣ Heribert Illig, Gräfelfing ♣ Holger Langberg, Wedel ♣ Imme Heinsohn, Hamburg ♣ Immo Heske, Hannover ♣ Irmgard Müller, Wetzlar ♣ Jürgen Albrecht, Meppen ♣ Jürgen Wieben, Lübeck · Husum ♣ Karl Günther, Bad Dürkheim ♣ Klemens Polatschek,

datiert wird. Die Dendrochronologie hat sich auch hier nicht mit Ruhm bekleckert, sondern für zusätzliche Verwirrung gesorgt.

In seiner temperamentvollen Art gab **Paul C. Martin** dann einen *Hinweis zur merowingischen Schrift*, der auf S. 191 steht. Mit wenigen Beispielen ließ sich deutlich machen, daß die Paläographik Mythen vertritt.

In Kontrast dazu hielt **Sylvia Statz** ein Referat in Seminarart, das sich mit *gleichgewichtigem Sprachwandel* auseinandersetzte. Darunter versteht sich eine Art Ausgleichsprinzip, nach dem zwar in einer Sprache Endungen und Wendungen abgeschliffen werden, doch im Gegenzug zusätzliche Worte und Hilfskonstruktionen einrücken, die für Präzisierung sorgen, aber den Ursprungstext eher verlängern. Als ein Beispiel diene der Anfang des Vaterunser im Alt- und Mittelhochdeutsch sowie verschiedenen Dialektformen. Die Diskussion suchte eine Antwort, ob daraus Ableitungen möglich seien zur Geschwindigkeit der Sprachveränderung und damit zur Länge der Übergangszeit zwischen Alt- und Mittelhochdeutsch. Die Sprachwissenschaft geht hier von einer 'inneren Uhr' der Entwicklung aus, die sie leider an den geltenden Chronologien geeicht hat.

Lockerer ging es zu, als **Heribert Illig** über den *Zustand der Mediävisten* berichtete. Nachdem Prof. Johannes Fried seine Dankesrede vor dem Historischen Kolleg in der FAZ veröffentlicht hat, gab es hier Neues zu berichten. Damit hatten wir uns das Abendessen redlich verdient. Es mundete sicher noch ein bißchen besser, weil Paul C. Martin die gesamte Corona mit einem vorzüglichen italienischen Buffett und Getränken für den gesamten Abend freihielt. Dafür noch einmal herzlichen Dank.

Der nächste Morgen begann mit dem kapitalsten Brocken unseres Programms. In einer Art Doppelconference sprachen **Christian Blöss** und

Hamburg ♣ Lee Reichel, Wien ♣ Lotte Busch, Bremen ♣ Manfred Knaust, Bremen ♣ Manfred Zeller, Erlangen ♣ Marcel van Ackeren, Duisburg ♣ Martrude Moeller, Duderstadt ♣ Paul C. Martin, Hamburg ♣ Reinhard Sonnenschmidt, Duisburg ♣ Renate Schukies, Hamburg ♣

Hans-Ulrich Niemitz über die *Grundfehler der C¹⁴-Methode und ihre Auswirkungen auf die Dendrochronologie*. Dieses Grundsatzreferat durfte über 70 min. gehen, weil Blöss auf sein Referat über den Physiker Zöllner verzichtete. Damit stand auch mehr Diskussionszeit zur Verfügung. Dies war notwendig, weil nicht nur der NDR aktiv dabei war, sondern auch - eine ganz spezielle Premiere - ein Hamburger Dendrochronologie-Professor samt Kollegin der Einladung von Blöss und Niemitz gefolgt war und in die Debatte eingriff.

Die beiden Referenten blickten weit in die wissenschaftliche Vergangenheit zurück und legten dar, wie die C¹⁴-Unzulänglichkeiten die Ergebnisse der Dendrochronologie 'verseuchten', die diese wiederum mit "wigggle-matching", also mit dem Abgleich von Schwankungsmustern beherrschen will. Dabei seien auch klärende Analysen wie die von einem Kauri- und einem Saku Yugi-Buch unbeachtet geblieben. Dagegen stellte sich der Dendrochronologe auf den Standpunkt, daß es sehr wohl Ringsequenzen bis zur Eiszeit gebe, die unabhängig von C¹⁴ erstellt worden seien. Er kam zu diesem Schluß, weil die einst C¹⁴-vordatierten Teilsequenzen ringmäßig so gut ineinander verzahnt seien, daß man die anfängliche C¹⁴-Stütze später getrost ignorieren könne. So konnte keine Einigkeit erzielt werden, was auch überrascht hätte. Der Vortrag sollte nach ursprünglicher Planung rasch als erweiterter Buchtext erscheinen; nach derzeitigem Erkenntnisstand wird aber in Heft 3-96 zunächst einmal ein Artikel der beiden Referenten erscheinen.

Vor der Mittagspause prangerte Paul C. Martin die unwissenschaftliche Rückdatiererei historischer Ereignisse aus grönländischen Eiskernen an, die vorher auf genau demselben Weg (Vesuv-, Santorinausbruch) geeicht worden waren (s.S. 163). Den zugrundeliegenden *Science*-Artikel nutzte prompt DER SPIEGEL [vom 20.5., S. 194] ohne Quellenangabe für eine Kurznachricht, Garant für die weitere Mißverständnisse.

♣ Rita Heinsohn, Hanau ♣ Robert Zuberbühler, Zürich-Winkel ♣ Sabine Cordes, Hamburg ♣ Sigbert Helle, Norderstedt ♣ Sigrid Wrobel, Hamburg ♣ Sylvia Statz, Duisburg ♣ Thilo Knops, Hamburg ♣ Thomas Völker, Berlin ♣ Ulf Heinsohn, Berlin ♣ Ulrich Becker, München ♣ Ulrich

In der Mittagspause war auch Gelegenheit, sich das Poster von **Lee Reichel** zur *Mitochondrialen DNA als Beispiel molekularbiologischer Untersuchungsmethoden in Archäologie und Evolution* erklären zu lassen, soweit nicht direkt aus der Darstellung klar wurde, daß heutige Biologie stammesgeschichtliche Verwandtschaftsgrade aus Spuren herleiten kann, die man früher nicht einmal als solche wahrgenommen hat.

Frisch gestärkt stellte sich der Kreis dem erneuten Versuch, *Fomenkos statistischen Datierungsansatz* den richtigen Platz zuzuweisen. **Christoph Marx** erläuterte Fomenkos Lösungsansatz und auch seine kurze Korrespondenz mit dem Moskauer Mathematiker. Die Diskussion lief dann auf die Frage hinaus: Glauben wir lieber der Stratigraphie, die wir alle prüfen können, oder vertrauen wir dem ihr grundsätzlich widersprechenden statistischen Ansatz, dessen stochastischen Wahrheitsgehalt keiner der Anwesenden prüfen kann?

Damit war die Bahn frei für **Marcel van Ackeren**. In einem klassisch philosophischen Referat, also mit hohem Schwierigkeitsgrad legte er dar, wie Platon die Begriffe 'Logos' und 'Mythos' gebraucht, oder - flapsiger gesprochen, *wie ein Bilderstürmer malt*. Die Scheidung erwies sich als äußerst diffizil, da Platon selbst sich immer wieder mit Inkonsequenzen in die Quere kommt. Die Diskussion wurde von der Frage beherrscht, inwieweit nun die von Velikovsky herangezogenen Platon-Stellen eigentlich mythische Bilder seien. Der Vortragende gab seiner Befürchtung Ausdruck, das fast keine dieser Stellen Grundlage für eine reale Zustandsbeschreibung sein könne.

Uschi Berretz zielte anschließend auf einen anderen Aspekt des Katastrophischen, nämlich auf die immer wieder anzutreffende *Verbindung von Chaos und Weiblichkeit*. Dem 'männlichen' Prinzip von Ordnung und Schubladendenken stellen die Männer ein 'weibliches' Prinzip der Unord-

Klinghammer, Wetzlar ♣ Ulrich Voigt, Hamburg ♣ Uschi Berretz, Duisburg ♣ Uwe Topper, Berlin ♣ Wilfried Gärtner, Körle-Empfershausen ♣ Winni Marold, Weinsberg ♣

nung entgegen, dem man allenfalls Fruchtbarkeit zugesteht. Exemplarisch erläuterte sie dies an einem gnostischen Papyrus von Nag Hamadi, Mittel-ägypten (s.S. 234).

Die abschließende Bildfolge hatte **Renate Schukies** ausgewählt, die an Beispielen rund um den Globus *Orion - Königin des Himmels in der Ikonographie der Weltkulturen* vorstellte. Sie interpretiert eine ubiquitäre sanduhrförmige Darstellung als Kürzel für den Orion, der als imposantestes Sternbild der nördlichen Hemisphäre (aber auch südlich des Äquators sichtbar) Erinnerungspuren bei den Himmelsbetrachtern hinterlassen haben muß. Besonders interessieren sie Kombinationen von Orion und Venus, die darauf schließen lassen könnten, daß Venus einst aus dieser Himmelsregion 'gekommen' ist.

Damit war der Vortrags- und Diskussionsteil beendet; die gute Hälfte installierte sich anschließend im Restaurant, um nachzutarocken und Fäden fortzuspinnen. Es könnte überhaupt ein ganz anderer Tagungsbericht gegeben werden, der all jene Gespräche aufgreift, die sich in vielfältigen Kaffee- und Rauchpausen entwickeln, sich durch die Tage und Nächte ziehen, um im nächsten Jahr munter fortgeführt zu werden. Doch das wären viele andere Geschichten, die denen bleiben, die sich auf so ein verlängertes Wochenende einlassen. Nächstes Jahr wird es - wieder nach Himmelfahrt - in Leipzig weitergehen.

Kyrus der Amarder/Marder = Aziru der Amurru/Martu

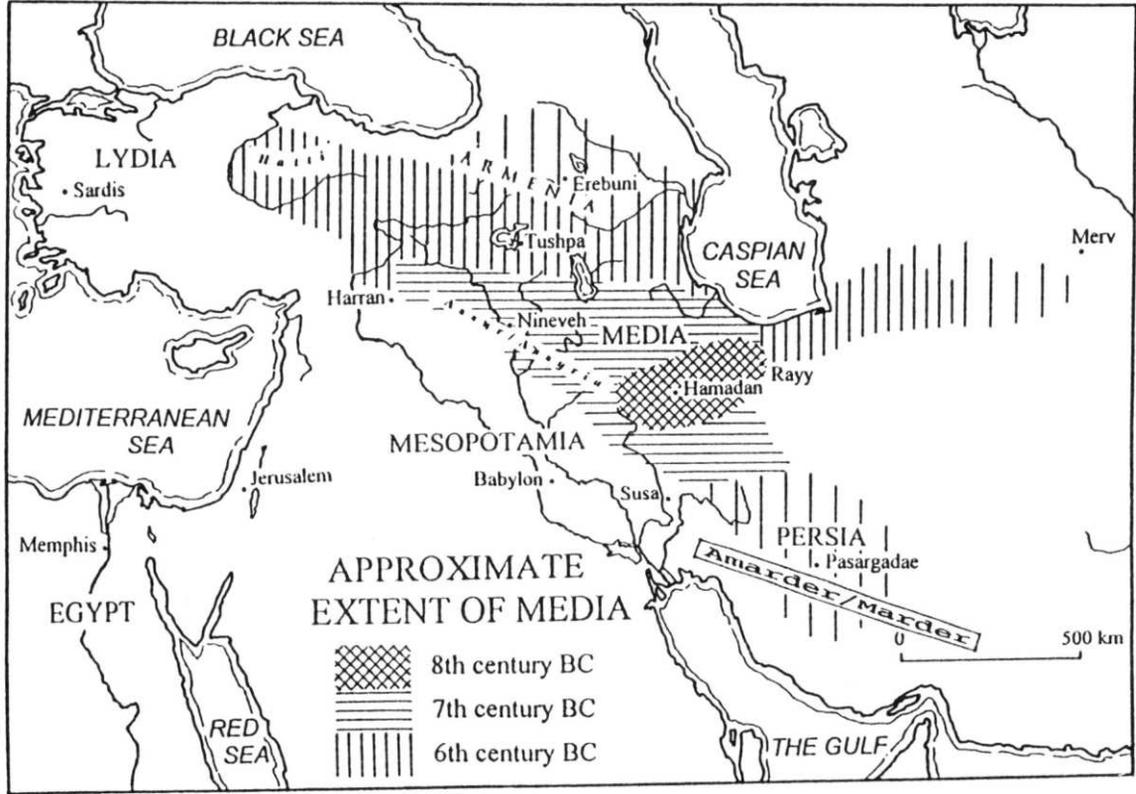
Das Ende des Mitanni=Meder-Reiches

Gunnar Heinsohn

I. Kyrus

Im Versuch zur Wiederherstellung der Geschichte Armeniens und Kappadokiens hat der Autor angekündigt, die einhellige Meinung der herrschenden Lehre zu überprüfen, daß die große Völkerschlacht des Jahres -561, bei der Kyrus (*-601; 559-530 [ab -550 Großkönig]) als persischer Kronprinz mitwirkt, nur aus der romanhaften *Kyropädie* Xenophons (430-357), nicht aber aus mesopotamischen Keilschriftquellen bekannt und deshalb insgesamt unglaubwürdig sei [Heinsohn 1996, 43]. Überhaupt ist ja die herrschende Meinung dazu übergegangen, *imperiale* Dimensionen des Persertums zu bestreiten bzw. sie als "flüchtig" ("elusive") zu deklarieren [Sancisi-Weerdenburg 1990, 264]. Fast der gesamte Corpus der antiken Geschichtsschreibung gilt damit als Machwerk der Phantasie. Mit dem nachstehenden Text werden frühere Arbeiten des Autors fortgeführt, in denen er Nachweise für die Geschichte des ersten Weltreiches aus den Keilschriftquellen und dem stratigraphischen Befund liefert, die imperialen Dimensionen der Achaemeniden also entschieden verteidigt [vgl. als umfassendere Übersichten Heinsohn 1988; 1992a; 1993a; 1995; Heinsohn/Illig 1990].

Gegen den letzten medischen Großkönig bringt der König bzw. Satrap von Assyrien, Mediens reichster Provinz, ein Militärbündnis zusammen. Astyages (585-550), Sohn des Kyaxares, heißt dieser Meder bei Herodot (484-425) und bei Ktesias (-5./4. Jh.). Lediglich Xenophon wählt die Umkehrung Kyaxares, Sohn des Astyages. Der rebellische Assyrer - bei Xenophon ohne Namen - hat bereits Syrien, Arabien und Hyrkanien in seine Machtsphäre gezogen [*Kyropädie* I, v, 2]. Mit Lydien und seinem König Krösus sowie Phrygien und seinem König Artakamas kann der Assyrer westanatolische Nachbarn und Konkurrenten des Mederreiches als Verbündete gewinnen. Inder, Karer und Kilikier werden ebenso umworben. Ägypten allerdings bleibt im Hintergrund.



Vorderasien nach den griechischen Autoren mit den Kerngebieten des Mederreiches und der frühen Kyrus-Zeit (-7./6. Jh.), der es an archäologischen Schichten mangelt; ergänzt um Marder/Amarder in der Persis [Roaf 57].

Viel kritischer für den medischen Großkönig aber erweist sich die Bereitschaft der Kat bzw. Chatti aus Katpatuka (Kappadokien), an die Seite des Assyrsers zu treten [Kyropädie I, v, 3]. Diese Indoarier gehören - nach Persern und Armeniern - zu den Kernvölkern des medischen Imperiums. Nun stellen sie 6000 Mann Kavallerie sowie 30.000 Mann Bogenschützen und Infanterie gegen Medien zur Verfügung [Kyropädie II, i, 5].

Man kann nicht sagen, daß die Kat/Chatti den Wiederaufstieg Assyriens unterstützen, dessen Niederlage gegen die Meder letztere ja erst zu Herren Asiens gemacht hat [Historien I:103/106]. Sie verfolgen ganz entschieden eigene Großmachtspläne. Es könnte sogar sein, daß es die Kat/Chatti sind, die Assyrien gegen die medischen Oberherren Mut machen. Jedenfalls steht ein Fürst und General der Kat/Chatti namens Aribaeus in Assyrien auf assyrischer Seite [Kyropädie II, i, 5].

Gegen Mediens Großkönig werden am Ende 60.000 Mann Reiterei (davon 20.000 Assyrer) und 200.000 Mann Fußsoldaten aufgeboten, wie der junge Kyrus ausrechnet, den der Perserkönig den Medern zu Hilfe schickt. Die Assyrer stellen überdies 200 Kampfwagen [Kyropädie II, i, 6].

Lebensgefährlich wird diese Übermacht für Astyages (bzw. Kyaxares bei Xenophon) jedoch erst dadurch, daß im Angesicht der gewaltigen Koalition sogar Armenien - in eigener Bezeichnung das Land "Haiasa" - abfällt. Die antimedischen Alliierten können ihre gefährlichen Vorstöße gerade auch deshalb riskieren, weil der König Armeniens sich mit seinem medischen Herrn überworfen hat [Kyropädie II, iv, 12 ff]. Bekanntlich bezeichnen die Perser das Land, das sie auf persisch Armenien nennen, in akkadischer Sprache - nach den Alarodiern als zweitem Staatsvolk Armeniens - als Urartu [vgl. auch Heinsohn 1996, 38 f]. Es ist mithin der Abfall Urartus, der das medische Imperium sturmreif macht.

Lediglich der Herrscher Persiens mit seinem Sohn Kyrus steht zu seinem Großkönig. Der Meder hätte ohne die Unterstützung seines Stammesbruders, aber auch -rivalen das Imperium wohl schon längst verloren. Xenophon gibt - wie auch der keilschriftliche "Kyrus-Zylinder" [Dandamaev 1976, 92] - Kambyses als Namen des Perserkönigs an [Kyropädie I, ii, 1]. Ktesias hingegen nennt gemäß der Überlieferung durch Nikolaus von

Damaskus (64-4) einen Atradates aus dem Stamme der Marder/Amarder als Vater des Kyrus. Ktesias gilt zwar als Autor, der in Babylonien direkte Quelleneinsicht nimmt, aber seinen Atradates (oder Astradates) als Vater des Kyrus hält man gemeinhin für abwegig. Obwohl unstrittig ist, daß die Benennung eines früheren Königs als "Vater" nicht verwandtschaftlich gemeint sein muß, sondern lediglich für legitimationsstiftende Zwecke herangezogen wird, soll die Nennung des Kambyses in Verbindung mit Kyrus' für Blutsbande zeugen [Dandamaev 1989, 12; dagegen aber Hinz 1976, 90, der Kyrus Herkunft offen läßt].

30.000 Perser bietet Kambyses (bzw. Atradates) auf. Darüberhinaus läßt er seinen Sohn Kyrus als Anführer dieser Truppen zur Rettung Mediens ausrücken [*Kyropädie* II, i, 2]. Die Glanzleistung des jungen Kyrus besteht nun darin, die abtrünnigen Armenier militärisch in die Enge zu treiben und dadurch auf die medo-persische Seite zurückzubringen. Den armenischen Kronprinzen Tigranes gewinnt er durch die Schonung seines hochverräterischen Vaters zum Freund. Zusammen mit Tigranes besiegt und gewinnt Kyrus auch das armenische Nachbarvolk, das bei Xenophon als *Chalder* (modern: Kurden), in anderen Lesarten als *Churrer* oder *Hurriter* etc., bei Herodot als *Alarodier* und in der Behistuninschrift von Darius dem Großen als *Urartäer* bezeichnet wird [*Kyropädie* III, i, 7 - ii, 30].

Dem aufständigen König Assyriens bleiben die Umtriebe des jungen Persers nicht verborgen. Kyrus hat jetzt so viel militärisches Potential zusammen, daß er eine kühne Offensive beginnen kann. Unter Führung des Mederkönigs organisiert er die Invasion der mächtigen und abtrünnigen Provinz. Xenophon sagt uns allerdings nicht, wo genau Kyrus in Nordsyrien oder Assyrien eindringt [*Kyropädie* III, iii, 22]. Zuvor opfert er nicht nur den eigenen, sondern auch den assyrischen Göttern.

Der Assyrer läßt das Lager seiner Truppen befestigen [*Kyropädie* III, iii, 26]. Seine quantitativ überlegenen Verbände sind damit gegen Überraschungsangriffe geschützt. Persönlich führt er als kommandierender General den alles entscheidenden Ausfall gegen die Allianz der Meder, Perser und Armenier (nebst Chaldern=Churritern=Urartäern). Dem Gegenangriff des Kyrus kann er jedoch nicht widerstehen und verliert bei dieser Attacke sein Leben [*Kyropädie* IV, i, 8; IV, ii, 3]. Die ins Lager zurückfliehenden

Truppen lösen dort eine verheerende Panik aus [*Kyropädie* III, iii, 63-68]. Auch der chattische Fürst Aribaeus wird niedergemacht [*Kyropädie* IV, ii, 31].

Mit einer Serie ausgeklügelter Manöver - darunter das Herüberziehen der Hyrkaner auf die medo-persische Seite - gewinnt Kyrus schließlich das gegnerische Heerlager und - durch noble Behandlung - die Loyalität der besiegten Soldaten aus der assyrischen Allianz. Die Niederlage Mediens ist noch einmal abgewendet. Es ist aber nicht Medien, das durch Eindämmung der alten Großmacht und nun rebellischen Provinz Assyrien für lange Zeit Großmacht bleibt. Vielmehr erringt diese Position Persien, dessen junger Anführer sein Reich eben dadurch gewinnt, daß er für den medischen Großkönig den assyrischen Aufstand niederschlägt und damit am Ende das reichste Land Asiens zum Herzen seines eigenen Imperiums machen kann. Davor jedoch steht von -553 bis -550 der Krieg gegen Medien mit der schließlichen Entmachtung des Astyages in Ekbatana (Khorenatsi nennt ihn im + 5. Jh. "Ashdahak"; Thomsen 1978, 115 ff).

Nach der Einnahme Mediens geht Kyrus - in Allianz und Freundschaft mit dem Armenier Tigranes - zum Angriff auf das westkleinasiatische Lydien über, das Medien immer widerstanden hatte, die reichen ionischen Städte beherrscht und sogar von Milet Tribut erhält [*Dandamaev* 1989, 21]. In diesem Krieg muß die Hauptstadt Sardes zweimal erobert werden, bis es im Jahre -545 zum definitiven Sieg kommt. Der geschlagene König Krösus, der aus dem panikerfüllten Heerlager in Assyrien noch einmal entkommen war, wird von Kyrus geschont und schließt sich diesem an.

Der Angriff gegen Lydien wird aus dem Chattiland vorgetragen, das offensichtlich mit Kyrus ein Bündnis eingegangen ist. Die mächtigen Kat/Chatti müssen dem jungen Kyrus auch schon im Krieg gegen Medien geholfen oder bei seinem Kampf gegen Astyages doch wenigstens stillgehalten haben. Die Wissenschaft glaubt von den Kat/Chatti seit dem -9. Jh. nichts mehr zu wissen. Der gegen Kyrus gefallene Aribaeus gilt ohnehin als griechische Erfindung. Zwischen -550 und -300 soll nach heutiger Lehre das kappadokische Kulturland ganz und gar aus der Geschichte verschwunden sein.

Im Jahre -539 schließlich wird durch Flußumleitung und unter Mithilfe des assyrischen Überläufers Go-Bryas (auch Gobyras) die Metropole

Babylon erobert: "Von der Zeit der Empörung der Perser unter Kyros ab waren also die Perser Herren von Asien" [*Historien* I:130]. Vor der Einnahme Babylons besetzt Kyros - wie Berossos (ca. -345 bis ca. -275) berichtet - babylonische Gebiete in der Levante und Syrien [Burstein 1978, 28; Gray 1926, 18]. Seine Armee schließt nun die Kernvölker seines wachsenden Imperiums ein - neben den Armeniern und Chaldern=Churritern=Urartäern vor allem die machtvollen Kat/Chatti [*Kyropädie* VII, v, 14].

Erstaunlicherweise aber wird Ägypten nicht angegriffen. Dieses Reich scheint auch seinerseits ruhig zu bleiben. Das ist keineswegs selbstverständlich, da Ägypten in der Levante an Medien grenzt und seine phönizische Flotte in Byblos und Ugarit gegen einen so dynamischen Veränderer der überkommenen Machtverhältnisse wie Kyros schützen muß. Leider sagen die griechischen Quellen nichts darüber, wie der aufstrebende Perser sich mit dem Pharao arrangiert hat. Xenophon jedoch hat immerhin über die Behandlung ägyptischer Gefangener berichtet. Obwohl sich die Kontingente des Nillandes in der entscheidenden Schlacht von Sardes als die tapfersten Soldaten auf lydischer Seite erweisen, läßt Kyros sie schonen und überhäuft sie mit Ehren [*Kyropädie* VII, i, 41-45]. Nach seinem Machtantritt wartet auch Kambyses (-530 bis -522) noch fünf Jahre, bis er sich der Flotte von Byblos versichern und mit ihr den Angriff auf Ägypten (-525/24) wagen kann. Es sieht mithin alles nach einem Abkommen zwischen Kyros und der - nach der Niederlage Mediens - noch verbliebenen Großmacht am Nil aus.

Wir wissen aus Herodot von Kyros' Korrespondenz mit Ägyptens König wegen eines Augenarztes [*Historien* I:1]. Klagen über die Gesundheit in Briefen nach Ägypten kennen wir auch aus der Amarna-Korrespondenz durch Babylons König Burra-Buriasch [Knudtzon 1915 I, 81]. Für Kyros' Ägyptenkontakte jedoch geben die griechischen Texte mehr nicht her. Daß zwischen dem Pharao (griechisch: Amasis) und dem König Babylons über den immer mächtiger werdenden Kyros korrespondiert wird, gilt dagegen als unstrittig, weil Ägypten und Babylon im Jahre -543 ihre langwierigen Streitigkeiten unterbrechen, um den Krieg gegen Kyros - am Ende vergeblich - zu koordinieren [Dandamaev 1989, 41].

Die Völkerschlacht in Assyrien wird in modernen Arbeiten über den Gründer des ersten Weltreiches der Geschichte einfach weggelassen. Das

Kyrus betreffende Stichwort im *Reallexikon der Assyriologie* erwähnt keine Silbe von den gewaltigen Ereignissen [Hinz 1980-83, 401 f], offeriert sie dem Leser also nicht einmal mit einem Fragezeichen zu weiterem Nachdenken. Für die herrschende Lehre darf es gegen -555 kein kriegsmächtiges Assyrien mehr geben. Für sie wird das Land im Jahre -610 ausgeradiert und bleibt angeblich bis zum -2./1. Jh. unbesiedelt [Roux 1992, Tabelle VIII].

Lediglich der Assyrer Go-Bryas, der Babylon miterobert und von Kyrus dort als König und Satrap eingesetzt wird, gilt gelegentlich als echt, weil er nicht nur auf griechisch, sondern womöglich auch in einer Keilschriftquelle - der sogenannten Nabonid-Chronik - als Ug-baru oder Gu-Baru überliefert ist [Kuhrt 1988, 126]. Sein Name wird altpersisch auch als Gau-bavura [Olmstead 1948, 545] oder Weibara bzw. Wehbara gefaßt [König 1972, 55]. Bei Ktesias heißt er womöglich Oibaras [*Persica* 3]. Ein babylonischer König namens Bavura, Bryas (oder Buryasch o.ä.) wäre am Ende der Mederzeit des -6. Jhs. in der Weltstadt jener Epoche allerdings ohne jede eigene Schriftquellen geblieben. Ob das auch für das Ende der Mitannizeit gilt, wird gerade zu prüfen sein.

Wenn an der Überlieferung durch Nikolaus von Damaskus etwas dran ist, dann gehört Kyrus zum legendären persischen Stamm der Marder bzw. Amarder [F. Jacoby, FGH IIA, Nr. 90, Fr. 66; Cook 1983, 26]. Die Marder siedeln im Territorium von Persepolis [Olmstead 1948, 34]. Ebenfalls zum Territorium des engeren persischen Gebietes (Pasargade und Persepolis) gehören die Maraphioi [Dandamaev 1989, 13]. Allerdings ist nicht eindeutig zu verifizieren, ob es sich bei diesen auf Elamisch Marrappiyush genannten Leuten lediglich um eine Variante des Wortes Marder handelt oder ob tatsächlich ein gesonderter Stamm gemeint ist. Entscheidend bleibt die unstrittige Existenz von Mardern und/oder Marern im Kerngebiet der eigentlichen Persis.

Aziru der Amurru/Martu aus der Endzeit des - wie die modernen Historiker glauben - *ersten* indoarischen Großreiches und legendären Pferdezüchtervolkes der Mitanni (-14. Jh.) ist es nun, der hier mit *Kyrus dem Amarder/Marder* aus der Endzeit (-6. Jh.) des legendären Pferdezüchtervolkes der Meder zu vergleichen ist. Bei den antiken Historikern gelten bekanntlich letztere als *erste* indoarische Herren Asiens.

Wie der Babylonier Berossus mitteilt, heißen die Meder im Babylonischen "Marer" [Schnabel 1923, 270]. Schon der erste schriftlich belegte indoarische - vom Autor mit dem Meder Phraortes gleichgesetzte - König Huwaruwach, der gegen Naramsin kämpft, wird auf akkadisch als ein "Amurru" bezeichnet [Guernsey 1981, 18]. Der Autor vertritt die Position, daß der medo-persische Stamm der Marder/Amarder - griechisch Mardoi/Amardoi [*Historien* I:84, 125] - deshalb in den Keilschriftkulturen *pars pro toto* für Meder und Perser stand, weil er besonders kriegerisch war und geographisch nahe bei Südbabylonien lag. Die Überzeugung der herrschenden Lehre, daß die Herkunft der Amurru/Martu unaufklärbar sei, wird vom Autor mithin nicht geteilt [vgl. Heinsohn 1992b, 31f]. Die zusätzliche Überzeugung der herrschenden Lehre, daß die keilschriftlichen Völker die Marder/Amarder als Kernstamm der persischen Weltmacht niemals genannt hätten, wird ebenfalls zurückgewiesen. Als Amurru/Martu ist dieses Volk in der Keilschriftliteratur so häufig wie nur wenige andere Völker erwähnt worden. Und noch im sogenannten Kyrus-Cylinder [*Zeitschrift für Assyriologie* 1975, 192-203] lesen wir, daß dem Perser bei seiner Krönung die Martu-Häuptlinge huldigen.

Als bekannt vorausgesetzt bei den Lesern dieses Textes wird des Autors Datierung der Amarnazeit ins -7./6. Jh. [Heinsohn 1987a u. b] und die daraus resultierende Gleichsetzung von Mitanni und Medern sowie der "mittelassyrischen" Großkönige Adad-Narari (Reichsgründer), Schalmaneser (Ägypteneroberer) und Tukulti-Ninurta (Gesetzgeber) mit Kyrus dem Reichsgründer, Kambyses dem Ägypteneroberer und Darius dem Gesetzgeber unter den Achämeniden in der Nomenklatur ihrer Kernsatrapie Assyrien [Heinsohn 1988, 109]. Auch die daraus sich ergebende Geschichte der Stratigraphie Ninives und Assyriens wird hier nicht noch einmal entwickelt, sondern nur knapp resümiert (siehe den Überblick unten).

Die Meder haben ihre Datierung ins -7./6. Jh. über den griechischen Historiker Herodot erhalten. Nach der Eroberung Ninives [*Historien* I:106] machen sie Assyrien zum Herzland ihres Imperiums. Nichts von ihnen soll dort nach 150 Jahren intensiver Archäologie jemals gefunden worden sein, weshalb die moderne Forschung die Existenz eines *Imperiums* unter medischer Führung bekanntlich verneint [Genito 1986; Sancisi-Weerdenburg 1988; 1994; dagegen jedoch Vogelsang 1992, 177]: "Die Meder sind immer noch die am

Ninives Stratigraphie (links) und Geschichte (rechts)

[Nach der hier vorgelegten Rekonstruktion liefert die linke Seite die angeblich unauffindbare Archäologie für die Geschichte auf der rechten, so daß die "Geschichte" (Verdopplung) auf der linken verschwindet.]

Vorgefundene Stratigraphie in wissenschaftsfremden Datierungen des Bibelfundamentalismus und der Pseudoastronomie

Überlieferte Geschichte
Ninives nach Aussage der griechischen und armenischen Historiker sowie persischer Inschriften

Hellenismus/Parther -3. Jh.

Hellenismus/Parther -3. Jh.

Lücke von -600 bis -3. Jh.

keine Lücke

Sargonidenassyryer -7. Jh.

Spätachämeniden -4. Jh.

Neoassyryer -9. Jh.

Mittl. Achämeniden -5. Jh.

Mittelassyryer -14./13. Jh.
(mit weiteren großen **Lücken**)

Frühe Achämeniden -6. Jh.
(in der Satrapie Assyrien)

Mitanni -15. Jh.

Meder -7./6. Jh.

Lücke von -2200 bis -1500

keine Lücke

Altakkader
des Naram Sin -24. Jh.

Assyryer
des Ninos -8./7. Jh.

wenigsten bekannte Macht Altvorderasiens" [Roaf 1995, 66]. Der Autor steht s.W. mit der Behauptung allein, daß die materielle Existenz eines medischen *Imperiums* des -7./6. Jhs. mit archäologischen und textlichen Befunden (der bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts unbekanntes Mitanni) ungemein gut verteidigt werden kann. Er sieht auch keinerlei empirische Funde für eine Sequenz von zwei medischen Großreichen (im -10./9. Jh. [die Mitanni] und noch einmal im -7./6. Jh. [die Meder]), wie sie von Velikovsky [1952] vorgeschlagen wurde.

Während man in Ninive und vielen anderen Assyrerstädten keine Schichten für die Zeit der Meder fand, wurde man immerhin mit Schichten für die Mitanni überrascht und entschädigt, die nur zwei Schichtengruppen unter dem Hellenismus lagen. Diese imperialen Indoarier wurden nicht nach ihrer stratigraphischen Lage, sondern über ihre Korrespondenz mit Amarna ägyptologisch - also sothis-pseudoastronomisch - in das -15./14. Jh. datiert. Wie Mediens größter König, Kyaxares, nach der Eroberung Assurs dort goldene Tore erbeutet und in seine Hauptstadt Ekbatana überführt, so bringt Mitanniens größter König, Schauschatra, goldene Tore aus Assur in seine Hauptstadt Waschukanni. Die Mitanihauptstadt Waschukanni wird bis heute von einigen der besten Archäologen der Welt (Markus Wäfler, Harvey Weiss etc.) vergeblich gesucht. Sie ist nach Ansicht des Autors identisch mit der Mederhauptstadt Ekbatana, die in Hamadan längst gefunden wurde.

II. Aziru

Die interne Chronologie der 1887 von einer ägyptischen Bäuerin in El-Amarna gefundenen diplomatischen Keilschrift-Korrespondenz konnte bis heute nicht überzeugend etabliert werden [Helck 1971; Kühne 1973]. Unklarheit über die Identität der angeschriebenen Pharaonen - allgemein werden sie mit Amenophis III. und Amenophis IV. (Echnaton) identifiziert - ist dabei für die meisten Fehler verantwortlich. Schreibt z.B. ein König A aus dem Land B an den fest datierten Pharaon C, so liefert dieser C dem A sein Datum. Besiegt nun ein Pharaon D mit seinem eigenen fixen Datum einen König aus demselben Land B, der ebenfalls den Namen A trägt, dann kommt das Land B entweder mit zwei Königen - A der Erste und A der Zweite - in die Geschichtsbücher oder mit einem König A, der extrem lange regiert. Die Vervielfältigung von Königen dadurch, daß in Ägypten ein und derselbe Pharaon über seine in unterschiedlichen Quellen anders lautenden Namen in mehrere Pharaonen aufgespalten wird, belastet also die konventionelle Deutung der Amarnakorrespondenz. Im hier vorgenommenen Vergleich der Endzeit von Mitanni- und Mederimperien werden diese Konfusionen nur implizit entwirrt. Alles andere würde den Rahmen des Aufsatzes sprengen [vgl. bereits Heinsohn/Illig 1990].

Die Sammlung der 382 Amarnatexte [Moran 1992] liefert immer noch die besten Einsichten in die Endzeit der Mitanni. Das vom Umfang gewichtigste Thema bieten die Aktivitäten zweier Könige der Amurru/Martu: Abdi-Aschirta (auch Aschirti und Aschratu geschrieben) und sein Sohn Aziru (auch Azaru geschrieben). Für die herrschende Lehre hat das Land der Amurru/Martu, die für Halbnomaden gehalten werden [Bottéro 1995, 288], unklare Grenzen. Diese werden nach den Alarmmeldungen der an die Pharaonen gerichteten Briefe gezeichnet. Auf dieselbe Weise könnte man mit Nachrichten über Bewegungen des deutschen Afrikakorps im Zweiten Weltkrieg an den britischen Generalstab eine Karte zeichnen, auf der ein rätselhaftes Land "Germany" in Libyen und Ägypten liegt.

Der Kyrus-Aziru-Vergleich wird hier so angelegt, daß die von Vertretern der herrschenden Lehre selbst vorgenommenen Deutungen des Quellenmaterials aus der Mitannizeit mit den griechischen Überlieferungen zur Mederzeit konfrontiert werden. Da die herrschende Lehre beide Könige niemals gleichgesetzt hat, soll dieses Verfahren der Objektivität des Vergleichs zuarbeiten. Die dem Autor selbstredend immer noch anzulastende Selektivität beschränkt sich auf die Anzahl der herangezogenen Ereignisvergleiche.

Über den letzten medischen Großkönig Astyages (bzw. Kyaxares bei Xenophon) soll Mitannis letzter Großkönig Tuischeratta Auskunft geben (auch Duschratta oder Tuschratta gelesen). Während Mediens Endzeit gemäß den griechischen Berichten dadurch hereinbricht, daß der Großkönig sich mit Armenien/Urartu überwirft, nachdem er die Kat/Chatti schon gegen sich hat, so wird der Endkampf der Mitanni "unvermeidlich, weil der König von Mitanni mit dem König der Churriter [=Urartäer] in Streit geraten war" [Smith 1928, 244] und zugleich die mächtigen Chatti (Hethiter) zum Feinde hat.

Wie Astyages als charakterschwacher Aufschneider geschildert wird, so sticht auch "der Mitannikönig durch hochmütige Vermessenheit" [Goetze 1980a, 13] ins Auge.

Während Medien in Assyrien dem Chatti-General und König Aribaeus gegenübersteht, beginnt im Assyrien der Amarnazeit, dessen Hauptstadt

Ninive "Mitannis Besitz" ist [Gadd 1980, 23], unter einem Eriba-Adad, der mit den Chatti im Bündnis steht, die "gegen Mitanni gerichtete Politik" [Smith 1928, 248].

In der Schwächezeit Mediens werden die Amarder/Marder- bzw. Perserkönige A(s)tradates (bei Ktesias) und Kyrus die entscheidenden Machtfiguren im nordsyrisch/assyrischen Konfliktfeld. Damit gleichen sie den mitannizeitlichen Amurru/Martu-Königen Abdi-Ashirta (Asratu) und Aziru, die "zu dieser Zeit ohne Zweifel die einflußreichsten Persönlichkeiten in Syrien" waren [Goetze 1980a, 10]. Wie Kyrus' Vater dem Mederkönig die letzte verlässliche Stütze bleibt, so handelt Azirus Vater, "als wäre er auch Mitanni-König" [Goetze 1980a, 11].

Wie Medien in Nordsyrien/Assyrien seinen Untergang gegen das Bündnis aus Assyryern und Kat/Chatti nebst ihren Alliierten mit Hilfe des jungen Kyrus noch einmal durch eine Schlacht abwenden kann, so entgeht auch Mitanni in Nordsyrien/Assyrien durch eine erfolgreiche Schlacht noch einmal seinem Ende gegen das mächtige Bündnis aus Assyryern und Chatti: "Tuischeratta unternahm einen Gegenangriff in Syrien" [Goetze 1980a, 8]. Dieser Krieg des letzten Mitannikönigs in Nordsyrien/Assyrien wird hier mithin als das keilschriftliche *alter ego* des bei Xenophon überlieferten Krieges des - von Kyrus unterstützten - letzten Mederkönigs in Assyrien gesehen.

In der Chatti-Hauptstadt beschäftigt man sich zur Zeit des Aziru bzw. nach dem Tode Schuppiluliumas mit einem Haisa-König [Astour 1989, 5] namens Karannis, während zur Zeit des Kyrus ein Haisa=Armenien-König namens Tigranes groß wird.

Wie Mediens König Astyages in seiner Hauptstadt Ekbatana die endgültige Niederlage erleidet, so verliert auch Tuischeratta in seiner Hauptstadt Waschukanni endgültig sein Imperium. Gegen Medien haben - nach Auskunft der griechischen Historiker - die Chatti zumindest still gehalten, aber nähere Umstände ihrer Kooperation mit Kyrus werden von den klassischen Autoren nicht überliefert. Wie konnte ihm die Einnahme Ekbatanas gelingen? Unter Beiziehung der keilschriftlichen Quellen verliert die Unterwerfung Mediens ihre miraculöse Qualität. Vor dem Angriff auf Waschukanni

hatte der chattische König "Schubiluliumas mit Aziru eine Verständigung erreicht" [Goetze 1980a, 12]. Teile des Bündnisvertrages sind in Bogazköy ausgegraben worden.

Schuppiluliumas berichtet über seine (Mit-)Einnahme Waschukannis und listet alle Völker auf, die zum Lande Chatti gehören. Weil die modernen Gelehrten Aziru für einen Vasallen der Chatti-Hethiter halten [Goetze 1980b, 125], sind sie verblüfft, daß gerade Azirus Amurru/Martu-Land nicht zu den Kronländern der Chatti gehört [Goetze 1980a, 14]. Hier geben wiederum die griechischen Berichte Aufklärung. Kyrus ist der aufstrebende Herrscher, aber keineswegs ein Unterjocher der zukünftigen Reichsteile. Kluge Überzeugung der Opponenten und Verträge mit ihnen sind seine von Herodot und Xenophon gerühmten Mittel. In seinem Imperium wird er allmählich der Erste unter anderen Königen, noch nicht jedoch der Herr über Satrapien, deren Organisation erst Darius fixiert.

Nach Auskunft der Keilschriftquellen entkommt Tuischeratta aus Waschukanni, wird am Ende jedoch Opfer eines Mordkomplotts, an dem sein eigener Sohn beteiligt ist [Goetze 1980a, 14; Astour 1989, 75]. Die griechischen Auskünfte über den letzten Großkönig der Meder fallen für die Zeit nach der Eroberung Ekbatanas unterschiedlich aus. Allerdings berichtet Ktesias über eine Intrige gegen den entmachteten Astyages, die zu seiner Tötung durch Verdursten und Verhungern in einem Wüstengebiet führt [Aubergier 1991, 68].

Der Aufstieg Azirus wird von der ägyptischen Großmacht genau verfolgt. Die ägyptisch dominierten Städte Phöniziens - vor allem die Häfen Sidon, Tyros, Byblos und Ugarit - halten die Pharaonen auf dem laufenden über "den potentiell gefährlichsten Mann seiner Zeit" [Goetze 1980a, 12]. Die Großmacht am Nil muß mitansehen, wie Sidon auf die Seite des Amurru/Martu-Fürsten übergeht. Niqmaddu, der König von Ugarit, schreibt hilfesuchende Briefe an seine Beschützer. Abgeschnitten von den ägyptischen Truppen in Byblos muß er mit Aziru einen Vertrag schließen, der ihm die "Zahlung einer hohen Summe Silbers" auferlegt [Drower 1980, 137]. Der Vasall Ägyptens leistet Tribut an Aziru, was kaum weniger schwer wiegt, als müßte Ägypten selbst an Aziru zahlen.

Von den griechischen Autoren werden wir - von einem Korrespondenzhinweis abgesehen - über Kyrus' Umgang mit Ägypten kaum informiert. Von Aziru sind sechs Briefe nach Ägypten in Amarna gefunden worden [Knutzton 1915, I, 639-653; 663-667]. Sie sind durch Treuebezeugungen gekennzeichnet, denen die Wirklichkeit ganz offensichtlich nicht entspricht: "O Herr, auf die Feinde, die mich verleumdten vor dem König, meinem Herrn, höre du nicht. Ich bin dein Diener bis in Ewigkeit" [Knutzton 1915, I, 651]. Auch ein Antwortschreiben an Aziru liegt vor. Der Pharao klagt: "So hast du (doch nur) deinen Willen berücksichtigt, während sein [des Pharaos] Wille (für dich) nicht vorhanden ist" [Knutzton 1915, I, 657]. Der Aufforderung, am Nil zu erscheinen, kommt Aziru nach, obwohl ihm für weitere Unbotmäßigkeit der Tod "durch das Beil" angedroht wird [Knutzton 1915, I, 657].

Während seines Ägyptenbesuchs spielt Aziru "dort sein doppelsinniges Spiel mit politischem Geschick und Schläue" [Goetze 1980a, 12]. Er gewinnt "das Vertrauen des Pharaos" [Aldred 1980, 84] und kehrt wohlbehalten nach Hause zurück. Haben wir in Azirus Verhandlungsgeschick den Grund dafür, daß Kyrus sich auf die phönizischen Städte beschränkt, Ägypten selbst jedoch schon und auch die ägyptischen Soldaten entkommen läßt, die auf der Seite Lydiens und der ionischen Städte für Krösus kämpfen?

Ägyptens Beziehung mit Babylon erfährt während der Amarnazeit eine auffallende Wendung. Kadaschman-Enlil (1385-1370; auch Kadaschman-Harbe gelesen) steht in eher nachrangiger Beziehung zum Pharao, bietet diesem babylonische Königstöchter zur Ehe, bekommt im Gegenzug aber keine Tochter des Ägypters. Überdies muß er auf vereinbarte Goldgeschenke warten und dann auch noch mit einer geringer als vereinbarten Menge zufrieden sein [Knutzton 1915, I, 73f].

Diese Lage ändert sich unter Burra-Buriasch (auch Burna-Buriasch gelesen), der ein Zeitgenosse des Aziru ist [Korrespondenz in Knutzton 1915, I, 79-127]. Dem - für Echnaton gehaltenen - Pharao wird von Buriasch unmißverständlich mitgeteilt, daß Assyrien in Abhängigkeit von Babylon stehe, weshalb sein König Ashurballit keine eigenständige Politik mit Ägypten treiben dürfe. Nunmehr ist es der Babylonier, der eine zugesagte Tochter den Boten des Pharaos nicht mitgibt und sie erst nach weiteren Leistungen des Ägypters ziehen läßt [Gadd 1980, 25f].

Bei Xenophon setzt Kyrus den Assyrer Gobryas (Wehbara etc.) als König in Babylon ein, weil er ihn bei der Unterwerfung Assyriens und bei der späteren Eroberung Babylons unterstützt hat. Von diesem perserzeitlichen "Buryasch" wäre ein offensiver, wenn auch - wegen Azirus beschwichtigender Ägyptenpolitik - nicht unbedingt herrischer Ton gegenüber dem Pharo zu erwarten. Das Bündnis zwischen Ägypten (Besieger der Hyksos) und Mitanni (s t r a t i g r a p h i s c h e Nachfolger und somit Besieger der Alttakkader) bzw. das Bündnis zwischen Ägypten und Medien, welche gemeinsam die Ninos-Assyrer beerben, ist vorüber. Damit bestätigt sich einmal mehr die Gleichsetzung Alt-Akkader=Hyksos=Ninos-Assyrer [Heinsohn 1993b].

Bei Kyrus' Babyloneroberung kämpfen nicht nur die Verbände des Gobryas auf seiner Seite, sondern auch die Truppen der mit ihm verbündeten Kat/Chatti. Aus den Chattiquellen der Aziruzzeit wiederum wissen wir, daß Schubululumas einen Nachfolger namens Murschilis hat. Eine Babyloneroberung durch einen Murschilis ist in den Bogazköytexten ausführlich dokumentiert. Von der modernen Forschung wird sie einem ersten Murschilis zugeschrieben, der zur Zeit (-16. Jh.) eines ersten Burra-Buriasch gelebt habe. Die Quellen selbst geben für eine solche Verdopplung dieser und weiterer Könige nichts her. Sie ist modernen Chronologieideen geschuldet, mit denen Lücken der Zeitrechnung geschlossen werden sollen. Murschilis Bericht über die Eroberung Babylons ergänzt mithin die Berichte über Kyrus' Einnahme dieser Stadt.

Fassen wir nun einige der Parallelen zwischen später Mitanni- und später Mederzeit zusammen:

Ausgewählte Parallelen

Späte Mitanni- und frühe Mittelassyryer-Zeit (Keilschriftquellen (-14./13. Jh.)

Späte Meder- und frühe Achämeniden-Zeit (griechische Autoren (-5./4.Jh.)

[vgl. auch Heinsohn 1992a, 14-30 u. 1996]

Der Alttakkader Naramsin besiegt als Herr des ersten Großreiches den Amurru/Martu Huwaruwash

Der Assyrer Ninos besiegt als Herr des ersten Großreiches den Meder Phraortes

Der Mitanni Schauschatra
bringt Türen aus Gold und Silber
von Assur nach Waschukanni

Eriba-Adad unterstützt
Assyrer gegen Mitanni

Assuruballit macht Assyrien
militärisch gegen Mitanni stark

Mitanni-König überworfene mit
Urartu

Amurru-König und Aziru-Vater
Asratu stützt Mitanni

Aziru der Amurru aus Amarna-
briefen wird mächtig

Bogazköy-Keilschrift erwähnt
Karannis als Haiasa-König
zur Zeit Azirus

Chatti = Hethiter-König Schuppi-
luliumas erobert mit Aziru die
Mitanni-Hauptstadt Waschukanni

Tuischratta verliert das
Mitannireich

Babylonkönig Burra-Buriasch kon-
trolliert Assuruballit von Assyrien

Mit Adadnirari kommt ein Welten-
herrscher u. Babyloneroberer
auf den Thron Assyriens

Der Meder Kyaxares
bringt Türen aus Gold und Silber
von Assur nach Ekbatana

Aribaeus aus Chatti unterstützt
Assyrer gegen Meder

Assyrekönig macht Assyrien
gegen Meder stark

Meder-König überworfene mit
Armenien + Chaldäer = Urartu

Amardar-König und Kyrusvater
A(s)tradates stützt Medien

Kyrus der Amardar wird mächtig

Xenophon nennt Haiasa = Armenien-
König *Tigranis* als Partner des
Kyrus

Die Kat/Chatti ermöglichen Kyrus
die Einnahme der
Meder-Hauptstadt Ekbatana

Astyages verliert das
Mederreich

Go-Byrasch wird Babylonkönig nach
Hilfe bei Unterwerfung Assyriens

Mit Kyrus kommt ein Welten-
herrscher u. Babyloneroberer
auf den Thron Assyriens

Zweimal muß Adadnirari Hanigal-
bats Hauptstadt Taidu erobern

Zweimal muß Kyrus Lydiens
Hauptstadt Sardes erobern.

Taidus König Shattuara zieht
als Freund mit Adadnirari

Sardes' König Krösus
zieht als Freund mit Kyrus

Die Vorfahren des Taidu-Königs
heißen Artatama und Shattiwazza

Die Vorfahren des Lyderkönigs
heißen Ardys und Sadyattes

Adadniraris Nachfolger Schalma-
neser erobert Musri = Ägypten
gegen den mächtigen Ramses II.

Kyrus Nachfolger Kambyses
erobert Ägypten
gegen den mächtigen Amasis

Mittellassyrische Großkönige
kämpfen gegen Chanäer

Persische Großkönige
kämpfen gegen Ionier

Indoarische Epik in "Mittel-"
Assyrien des -13. Jhs.

Indioarische Epik der Perser
im -6. Jh.

Mittellassyrische Priester tragen
Persermützen im -13. Jh.

Perser tragen
Persermützen im -6. Jh.

Die Griechen kennen die Geschichte vom Niedergang Mediens und Aufstieg Persiens teilweise vom Hörensagen und teilweise durch Quellenstudien in Vorderasien selbst. Was sie aufgeschrieben haben, fällt im Detail unterschiedlich aus, in den großen Linien unterscheidet es sich wenig. Die auf uns gekommenen keilschriftlichen Texte zum Ende Mitannis fallen fragmentarisch und ungeordnet an. Überdies sind sie in Idiomen verfaßt, die mit dem Griechischen nichts gemein haben. Deshalb kann von Vergleichen zwischen den beiden Stoffen von vornherein nicht sonderlich viel erwartet werden. Wenn dennoch die Parallelen so zahlreich ausfallen wie zwischen dem Ende der Mitannizeit und dem Ende der Mederzeit, dann sollten sie zumindest nachdenklich machen. Wenn man zusätzlich bedenkt, daß die archäologischen Mitannischichten nur zwei Gruppen unter den hellenistischen Schichten Altvorderasiens liegen, wo man die medischen erwarten müßte, die der herrschenden Lehre als unauffindbar gelten, dann sollte die



"Mittelassyrische" Heilige Hochzeit, in der die Darstellerin der Göttin auf einem gemauerten Altar ruht und der priesterliche Darsteller des Gottes eine persische Mütze trägt (Bleirelief aus dem Ishtar-Tempel in Assur [Black/Green 1992, 152])

Identifizierung von Aziru als Kyrus durchaus ernsthaft ins Auge gefaßt werden.

Der persische Name Aziru verschwindet nach dem Ende der Amarnazeit. Das gilt jedoch nicht für den dazugehörigen Herrscher. Nach einer Reihe von Jahren, deren Schöpfung chronologischen Ideen und Unsicherheiten der Ägyptologie und Assyriologie, aber nicht der Wirklichkeit geschuldet ist, hören wir von ihm bereits als imperialem "mittelassyrischem" Großkönig, der in seinem assyrischen Kerngebiet als Adadnarari (1307-1275) geführt wird. Mit diesem König setzt jene archäologische Epoche ein, die stratigraphisch zwischen Mitanni=Medern und Hellenismus liegt, also der von der herrschenden Lehre nicht auffindbaren Perserzeit Assyriens angehören muß.

Adadnararis Krieg gegen ein reiches Land Chani-Galbat, das die herrschende Lehre nicht überzeugend lokalisieren kann [Harrak 1987, 107ff], ist vom Autor als Kyrus' Krieg gegen das reiche Ionien-Lydien identifiziert worden. Chani-Galbats rätselhafte Hauptstadt Taidu, die Adadnarari zweimal einnehmen muß [Munn-Rankin 1980, 276], war mit Sardes gleichzusetzen, das Kyrus zweimal einnehmen muß. Über diese Zusammenhänge ist jedoch an anderer Stelle Auskunft einzuholen [Heinsohn 1992a, 14-30]. Nachzutragen als kleines Beweisstück für die Gleichsetzung von mittelassyrischer Zeit mit früher Perserzeit in Assyrien ist das oben abgebildete Bleirelief (S. 157), auf dem der Priester zur Verblüffung der Ausgräber eine persische Mütze trägt, die im -13. Jh. glatte 700 Jahre zu früh kommt.

Literatur

- Albright, W.F. (1980): "The Amarna Letters from Palestine" (1975); in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C.*, Third Edition, Cambridge et al., S. 98ff
- Aldred, C. (1980): "Egypt: The Amarna Period and the End of the Eighteenth Dynasty" (1975); in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C.*, Third Edition, Cambridge et al., S. 49ff
- Astour, M. C. (1989): *Hittite History and Absolute Chronology of the Bronze Age*; Partille

- Auberger, J. (1991): *Ctésias: Histoire de l'Orient*, preface de Ch. Malamoud; Paris
- Barnett, R.D. (1980): "Phrygia and the Peoples of Anatolia in the Iron Age" (1975); in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C.*, Third Edition, Cambridge et al., S. 417ff
- Bilabel, F. (1927): *Geschichte Vorderasiens und Ägyptens vom 16. - 11. Jahrhundert v. Chr.*; Heidelberg
- Black, J./ Green, A. (1992): *Gods, Demons and Symbols of Ancient Mesopotamia. An Illustrated Dictionary*; London
- Bottéro, J. (1995): *Mesopotamia: Writing, Reasoning and the Gods* (1987, 1992); Chicago
- Burstein, S.M. (1978): *The "Babyloniaca" of Berossus*; Malibu (Sources and Monographs: Sources from the Ancient Near East, Volume. 1, Fascicle 5)
- Cook, J.M. (1983): *The Persian Empire*; New York
- Dandamaev, M.A. (1976): *Persien unter den ersten Achämeniden (6. Jahrhundert v. Chr.)*; (¹1963), Wiesbaden
- (1989): *A Political History of the Achaemenid Empire* (1985); Leiden et al.
- Dandamaev, M.A./ Lukonin, V.G. (1989): *The Cultural and Social Institutions of Ancient Iran*; Cambridge et al.
- Drower, M.S. (1980): "Ugarit" (1975); in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C.*, Third Edition, Cambridge et al., S. 130ff
- Gadd, C.J. (1980): "Assyria and Babylon c. 1370-1300 B.C." (1975); in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C.*, Third Edition, Cambridge et al., S. 21ff
- Genito, B. (1986): "The Medes: A Reassessment of the Archaeological Evidence"; in: *East and West*, Vol. 36, S. 11ff
- Goetze, A. (1980a): "The Struggle for the Domination of Syria (1400-1300 B.C.)" (1975); in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C.*, Third Edition, Cambridge et al., S. 1ff
- (1980b): "Anatolia from Shuppiluliumash to the Egyptian War of Muwatallash" (1975); in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C.*, Third Edition, Cambridge et al., S. 117ff
- Gray, G.B. (1977): "The Foundation and Extension of the Persian Empire" (¹1926); in: *The Cambridge Ancient History. Volume IV: The Persian Empire and the West*, Cambridge et al.

- Gurney, O.R. (1981): *The Hittites* (21954); Harmondsworth
- (1990): *The Hittites* (1981³); London
- Harrak, A. (1987): *Assyria and Haniabalbat: A Historical Reconstruction of Bilateral Relations from the Middle of the Fourteenth to the End of the Twelfth Centuries B.C.*; Hildesheim et al.
- Heinsohn, G. (1987a): "Withdrawal of Support for Velikovsky's Date of the Amarna Period"; in: *Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte/Bulletin*, III (4)
- (1987b): "Appendix zum Amarna-Datum"; in: *Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte/Bulletin*, III (6)
- (1988): *Die Sumerer gab es nicht: Von den Phantomimperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der "Zivilisationswiege" Südmesopotamien*; Frankfurt am Main
- (1992a): *Perserherrscher gleich Assyrer Könige? Assyrien ist auch in seiner persischen Blütezeit nicht ohne Schrift und Städte*; Gräfelting
- (1992b): "Wer waren die Martu/Amoriter/Amurru?"; in Heinsohn, G. (1992a), 31f
- (1993a): *Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder und der Perser*; Gräfelting
- (1993b): "Who Were the Hyksos? Can Archaeology and Stratigraphy Provide a Solution to the 'Enigma of World History'?" in: S. Curto et al., Hg., *VI CONGRESSO INTERNAZIONALE DI EGITTOLOGIA. Atti* (Acts of the Sixth International Congress of Egyptology, 1991), Bd. II, Turin
- (1995): *The Restoration of Ancient History. Did the Historians of Classical Greece Merely Leave Us Lies and Phantasies about all the Major Empires, Nations and Events of Antiquity? Or: How to Reconcile Archaeologically-Missing Historical Periods with Historically-Unexpected Archaeological Strata of the Ancient World*, Vortrag verlesen vor der *Society of Historical Research*; New York, 8. Juli 1995
- (1996): "Die Wiederherstellung der Geschichte Armeniens und Kappadokiens"; in: *Zeitensprünge* VIII (1) 38
- Heinsohn, G./ Illig, H. (1990): *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*; Frankfurt am Main
- Helck, W. (1971): *Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr.*; 2., verbesserte Auflage, Wiesbaden
- (1975): "Aziru"; in: *Lexikon der Ägyptologie*, Bd. 1; Wiesbaden
- Hinz, W. (1976 + 1979): *Darius und die Perser: Eine Kulturgeschichte der Achämeniden*, Bände I + II; Baden-Baden

- Hinz, W. (1980-83): "Kyros"; in *Reallexikon der Assyriologie: Sechster Band*; Berlin, S. 401f
- Jarol, W.F. (1986): *A Reconstruction of the Contributions of Mitanni to the Ancient Near East*, PH. D. Thesis; Wilfried Laurier University
- Knudtzon, J.A. (1915): *Die El-Amarna-Tafeln*, 2 Teile; Leipzig
- König, F.W. (1972): *Die Persika des Ktesias von Knidos*; Graz
- Kuehne, C. (1973): *Die Chronologie der internationalen Korrespondenz von El-Amarna*; Kevelaer
- Kuhr, A. (1988): "Babylonia from Cyrus to Xerxes", in: *The Cambridge Ancient History. Volume IV: Persia, Greece and the Western Mediterranean c. 525 to 479 B.C.*, Second Edition; Cambridge et al.
- Kuhr, A./ Sancisi-Weerdenburg, H. (Hg., 1988): *Achaemenid History III: Method and Theory. Proceedings of the London 1985 Achaemenid History Workshop*; Leiden
- Moran, W.L. (1992): *The Amarna Letters*; Baltimore · London
- Munn-Rankin, J.M. (1980): "Assyrian Military Power 1300-1200 B.C."; in: *The Cambridge Ancient History. Volume II: History of the Middle East and the Aegean Region c. 1380-1000 B.C.*, Third Edition; Cambridge et al., S. 274ff
- Oates, D. (1968): *Studies in the Ancient History of Northern Iraq*; London
- O'Callaghan, R.T. (1948): *Aram Naharaim. A Contribution to the History of Upper Mesopotamia in the Second Millennium B.C.*; Rom
- Olmstead, A.T. (1948); *History of the Persian Empire*; Chicago
- Ragozin, Z.A. (o.J., ca. 1890): *Media, Babylon and Persia*; London
- Roaf, M. (1995): "Media and Mesopotamia: History and Architecture"; in: Curtis, J., Hg., *Later Mesopotamia and Iran: Tribes and Empires 1600-539 BC*; London
- Roux, G. (1992): *Ancient Iraq*; London
- Sancisi-Weerdenburg, H. (1988): "Was there Ever a Median Empire?"; in: Kuhr, A./ Sancisi-Weerdenburg, H. (Hg., 1988), 197ff
- (1990): "The Quest for an Elusive Empire"; in: Sancisi-Weerdenburg/ H., Kuhr, A. (Hg.): *Achaemenid History IV: Centre and Periphery - Proceedings of the Groningen Achaemenid History Workshop*; Leiden
- (1994): "The Orality of Herodotus' *Medikos Logos* or: The Median Empire Revisited"; in: Sancisi-Weerdenburg, H./ Kuhr, A./ Cool Root, M. (Hg. 1994), 39ff
- Sancisi-Weerdenburg, H./ Kuhr, A./ Cool Root, M. (Hg. 1994): *Achaemenid History VIII. Continuity and Change: Proceedings of the Last Achaemenid History Workshop, April 6-8, 1990, Ann Arbor, Michigan*; Leiden
- Schnabel, P. (1923): *Berosos und die babylonisch-hellenistische Literatur*; Leip-

zig · Berlin

Smith, S. (1928): *Early History of Assyria to 1000 B.C.*; London

Thomson, R.W. (1978): *Moses Khorenatsi: History of the Armenians*; Cambridge/Mass.

Velikovsky, I. (1952): *Ages in Chaos: From Exodus to King Akhnaton*; Garden City/N.Y.

Vogelsang, W.J. (1992): *The Rise and Organisation of the Achaemenid Empire: The Eastern Iranian Evidence*; Leiden

Prof. Dres. Gunnar Heinsohn 28344 Bremen / Uni., FB 11 / Pf 330440



APA-Meldung, Österreich, vom 31.5.96, über "schockierte Astronomen"
(aufgespürt von Günter Lelarge, Andernach)

Kometen sind offenbar anders zusammengesetzt, als Astronomen bisher angenommen haben. Das zeigen Aufnahmen des Kometen Hyakutake, der im März an der Erde vorbeigerast war. Aufnahmen des NASA-Teleskops in Hawaii zeigen, daß Hyakutake Ethan und Methan enthält. Beide Gase sind noch nie zuvor bei einem Kometen nachgewiesen worden. Hyakutake war auch der erste Komet, von dem Röntgenstrahlen aufgefangen wurden. Zwar hatten Astronomen mit Methan gerechnet. Das Vorhandensein von Ethan aber war ein "Schock", schreibt Michael J. Mumma vom Goddard Welt- raumflugzentrum der NASA in der nächsten *Science*-Ausgabe. Astronomen waren bisher davon ausgegangen, daß Ethan nicht zu den Stoffen gehörte, die das Sonnensystem bildeten und aus denen auch die Kometen entstanden.

Datierung antiker Münzprägung mit Hilfe des Grönlandeises ?

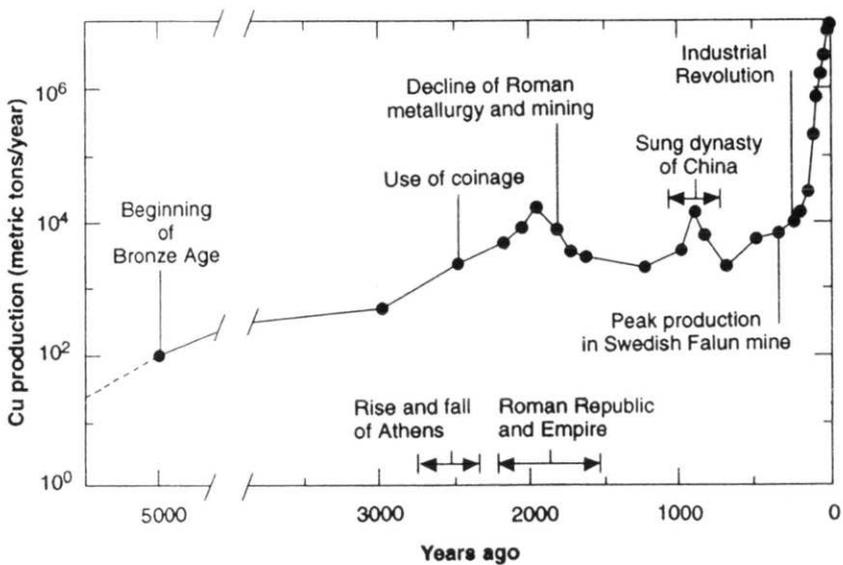
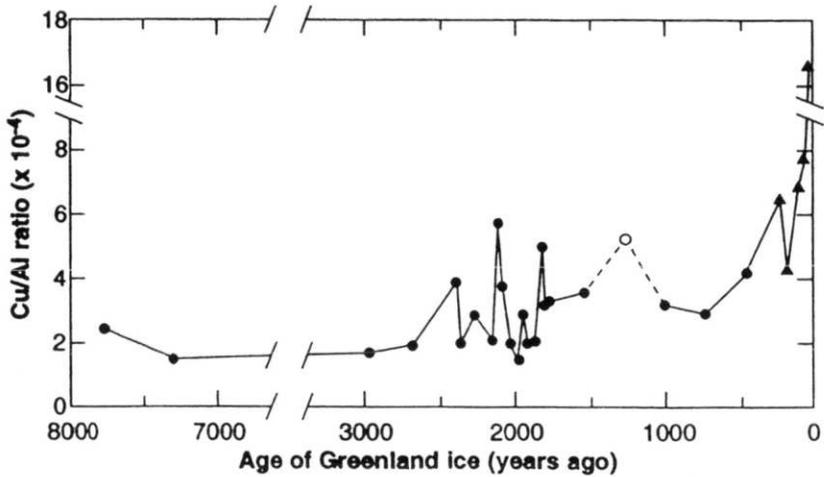
Paul C. Martin

In *Science* [1996] wird die antike Kupferproduktion anhand von Ablagerungen in Proben der Grönlandeistiefbohrung GRIP rekonstruiert. Diese hat 3.028,8 m Tiefe erreicht und damit angeblich das Eis der letzten rund 250.000 Jahre durchstoßen. Eine Gruppe von Wissenschaftlern untersuchte dazu 23 Sektionen des Eises. 21 Sektionen stammen aus einer Tiefe von 619,3 bis 129,3 m (datiert als 2.960 bis 470 Jahre vor heute) und 2 Sektionen aus 1.286,5 bis 1.230,4 m Tiefe (datiert zwischen 7.760 und 7.260 Jahre vor heute).

Die Kupferablagerungen ergeben signifikante Meßwerte, die als Grafik 1 in einer Kupfer-Aluminium-Relation (Cu/Al) abgetragen werden. Die schwarzen Punkte sind die Ergebnisse der Eisproben; der kleine Kreis wurde durch Extrapolation gebildet, da hier keine Ablagerungen gefunden worden sind; die Dreiecke rechts zeigen Ergebnisse aus der "industriellen Revolution" (andere Meßdaten). Die Zickzacklinie aus der Periode von ca. 2.500 bis 1.800 Jahre vor heute wird in einer Grafik 2 unter Zuhilfenahme von aktueller Literatur über antike Hüttentechnik usw. als "Kupferproduktion in metrischen Tonnen/Jahr" ausführlicher interpretiert.

In der folgenden Kritik wird der Anstieg in der industriellen Revolution als redundant weggelassen, ebenso der Anstieg um das Jahr 1000 ("Sung Dynasty"), in den neuere chinesische Forschungen über den Cu-Output eingearbeitet wurden, deren Datierung in Unkenntnis der Literatur nicht nachvollziehbar war. Auch der "Beginn der Bronzezeit" um 5000 vor heute wird nicht diskutiert. Er erscheint zumindest dubios, da die Werte zum einen nicht mit den Werten von Grafik 1 korrespondieren (dort sinkt die Ablagerung, statt zu steigen), und zum anderen die Bronzezeit mit "Start-" oder "Standardablagerungen" tatsächlich irgendwann begonnen haben muß - wo auch immer sie auf der Kurve erscheinen würde.

Laut *Science* wäre die absolute Kupfer-Produktion der römischen Kaiserzeit erst während der industriellen Revolution überboten worden. Allerdings wird dieser Befund dadurch relativiert, daß die antike Cu-



Veränderungen der Relation zwischen Kupfer und Aluminium im Grönlandeis
 [Science 247]. Erläuterungen s.S. 163

"Variationen der Kupferproduktion in den letzten 5.000 Jahren, rekonstruiert
 aus einer extensiven Prüfung verfügbarer Literatur" [Science 247]

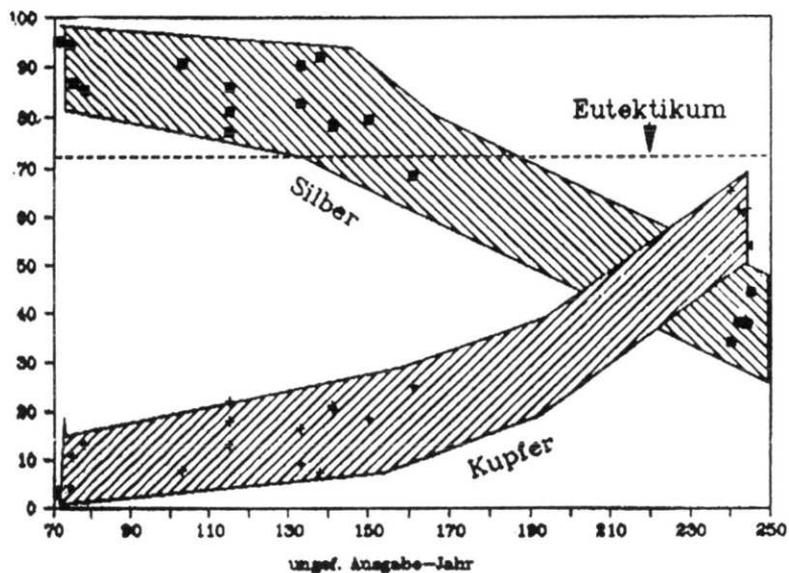
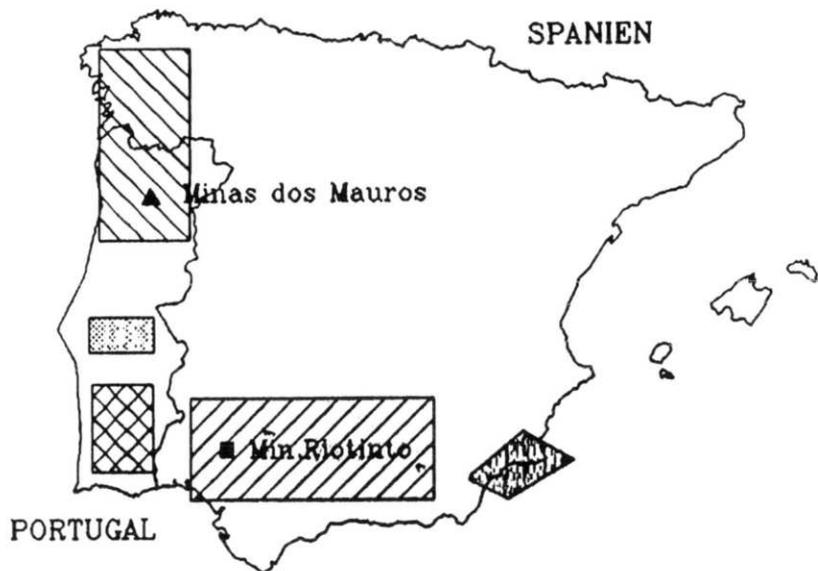
Emission in die Luft bei Open-Air-Verhüttung mit etwa 15 % der verhütteten Menge angenommen worden ist (2.300 t/Jahr in die Luft). Heute liegt sie bei ca. 0,25 % (23.000 t/Jahr in die Luft). Wäre der open-air-Output zu hoch angesetzt, dann könnte die Cu-Produktion in der Antike erheblich höher gewesen sein.

Ein Abgleich sollte möglich sein, wenn man die Gesamtmenge des umlaufenden Geldes im römischen Imperium schätzt. Sie lag nach Duncan-Jones [1994] Mitte des +2. Jhs. bei ca. 20 Milliarden Sesterzen, was - vorausgesetzt, man rechnet alles auf tatsächliche Sesterzen um - einen maximalen Münz-Cu-Output von ca. 560.000 t ergibt. Angesichts dessen, daß in der Münzproduktion mehr römische Sklaven als in der Waffenproduktion beschäftigt waren, sollte der maximale Cu-Output 1 Mio. t nicht überschritten haben. Die aktuelle Bergwerksproduktion liegt heute bei ca. 9 Mio t/Jahr, also ziemlich genau beim Neunfachen. Laut der *Science*-Grafik wird dagegen heute fast die 1000fache Menge der Römerzeit produziert, laut dem *Science*-Text die 600fache Menge (9.000.000 t gegenüber 15.000 t zur Zeitenwende). Der Abgleich scheitert demnach auch dann um mehrere Größenordnungen, wenn die genannte Sesterzenzahl sich auf 10 und mehr Prägejahre verteilen würde.

Weitere Punkte sind zu kritisieren:

1. Der Beginn des Anstiegs der Cu-Produktion soll mit dem "Use of coinage", Beginn um 2700/2500 Jahre vor heute, zusammenhängen. Die ersten Münzen sind aber nicht aus Kupfer, sondern aus Elektron, Silber und Gold. Cu spielt als Münzmetall im griechischen Raum nur eine marginale Rolle. Die Münzen dienen bekanntlich nicht der "Erleichterung des Handels", wie in ökonomischen Lehrbüchern bis heute fabuliert wird. Nennenswerte Cu-Prägungen erscheinen vorübergehend mit dem römischen Cu-Standard nach -300 [vgl. Martin 1994], die entsprechende As-Prägung wird -80 sogar eingestellt.

2. Die große römische Cu-Prägung beginnt mit Augustus, -23. Die damals eingeführten Sesterzen (heutiger Wert: ca. 1 DM) werden bis zum Beginn der römischen Runaway-Inflation unter Kaiser Gallienus und dem gallischen Usurpator Postumus (bis +268) in breitem Strom fortgesetzt geprägt (Gewicht um und unter 25 gr.). Aus den Cu-Prägungen finanzierte sich das Römische Imperium vor allem.



Karte der römischen Bergbauggebiete in Spanien (Riotinto für Kupfer, Minas dos Mauros für Silber)

Abwertung römischer Silbermünzen in Gewichtsprozent

3. Die römischen Silberstücke (Denare, Antoniane) werden unaufhörlich mit immer mehr Cu versetzt (Grafik 3). Am Ende der imperialen Zeit besitzt Rom eine sich rasant verschlechternde Cu-Währung [ausführlich: Moesta/Franke]. Zur Währungseinheit wurden mühsam zu schleppende Münzbeutel mit 3.125 Folles (zunächst ca. unter 10 gr. schwere Umlaufmünzen, später ca. 3 bis 4 gr., zuletzt aus "Weißkupfer", bis hin zu einem Silbergehalt um und unter 5 %). Die Folles-Münzbeutel, die z.B. im +3. Jh. auf zahllosen Merkurdarstellungen zu sehen sind, hatten demnach Gewichte von bis zu ca. 30 Kilo. Die spätrömische Hauptindustrie war die Münzherstellung. Streiks der Münzer und Aufstände wegen der inflationären Entwertung waren an der Tagesordnung. Der Topos "decline" betrifft zwar das römische monetäre und ökonomische System, ganz sicher aber nicht den Cu-Output, der bis tief ins +4. Jh. ununterbrochen angestiegen sein muß, weil sich sonst auch keine Runaway-Inflation hätte installieren lassen (Preisedikte des Diokletian z.B. 301 als vorübergehende Gegenwehr usw.). Eine weitere Spitze in der Cu-Münzung kam durch die "Folles" unter Justinian (ca. 539), "Großbronzen" mit einem Gewicht von über 20 gr.

4. Cu-Bergwerke lagen zwar rings um das Mittelmeer, als Hauptbergwerksgegend wird dabei das Gebiet um den Rio Tinto (Südspanien) angenommen, wo konstant vom -3. bis zum Ende des +2. Jhs. abgebaut worden sein soll, ohne überlieferte zeitliche Bewegungen.

Da die Grönlandeis-Datierung mehr als schwammig ist (für die erste Sektionen von ca. 500 m werden ca. 2.500 Jahre angenommen, für die zwei anderen, zeitlich früheren Sektionen ca. 50 m = ca. 500 Jahre; vgl. Heinsohn 1994), ist auch nicht auszuschließen, daß die "antike Spitze" der Cu-Gewinnung in viel spätere Zeiten fällt, z.B. in die beginnende Neuzeit, die große Mengen an Kupfer schon aus militärischen Gründen (Geschütze!) verschlang. Dies würde eine ganz grobe Rechnung bestätigen. Über den amerikanischen Flugzeugen, die 1942 in Grönland notlanden mußten, haben sich binnen 47 Jahren 54 m Eis und 24 m sehr harter Firn angesammelt [Heinsohn]. Da Eis kaum komprimierbar ist, wird versuchsweise von (54 : 47 =) 1,15 m Eis per anno ausgegangen. Dann würden die Eistiefen von 619,3 bis 129,3 m nicht die Jahre 2.960 bis 470 vor heute repräsentieren (s.o.), sondern die Jahre 538 bis 112 vor heute, also die Zeit von 1458 bis 1884 n. Chr. In diesem Falle würden sich die griechisch-römischen Kupfer-

höhepunkte in jenen europäischen Wirtschaftsaufschwung ab dem späten Mittelalter verwandeln, den auch die *Science*-Autoren kennen [247].

Aber auch dann wäre zu klären, wie bei den vorherrschenden Westwinden die Kupferproduktionsrückstände aus Spanien, Frankreich oder Deutschland einmal um den Erdball kreisen können, bevor sie sich so in Grönland niederschlagen, daß relevante Bezüge zwischen europäischer Produktion und grönländischem Niederschlag gefunden werden können.

Insgesamt ist der *Science*-Artikel doppelt unwissenschaftlich. Zum einen akzeptiert er unkritisch die phantastisch verlängerten Eiskerndatierungen, zum anderen versucht er allen Ernstes, anhand dieser Pseudo-Daten einen genaueren Überblick über die (Kupfer-)Produktionsverhältnisse von der Bronzezeit bis zur industriellen Revolution und bis zur Gegenwart zu gewinnen.

Literatur

- Science = Hong, Sung Min/ Candelone, Jean-Pierre/ Patterson, Claire C./ Bourtou, Claude F. (1994): "History of Ancient Copper Smelting Pollution During Roman and Medieval Times Recorded in Greenland Ice"; in *Science* Vol. 272, 12.4.1996, 246-249
- Duncan-Jones, Richard (1994): *Money and Government in the Roman Empire*; Cambridge
- Grierson, Philip (1982): *Byzantine Coins*; London
- Heinsohn, Gunnar (1994): "Für wieviele Jahre reicht das Grönlandeis"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* VI (4) 76
- Kraay, Colin M. (1964): "Small Change and the Origin of Coinage"; in *Journal of Hellenic Studies* Vol. 84
- Martin, Paul C. (1994): "Wie stark erhellen Münzen die 'dark ages' in Italien? Numismatik vs. Illigs These"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* VI (4) 40
- Mattingly, Harold/ Sydenham, Edward A. (Reprint 1960): *The Roman Imperial Coinage*, Vol V, Part II; London
- Moesta/ Franke (1995): *Antike Metallurgie und Münzprägung*; Basel u.a.

Dres. Paul C. Martin BILD Chefredaktion 20350 Hamburg POB 3410

Wer hat eigentlich die Germanen erfunden?

Uwe Topper

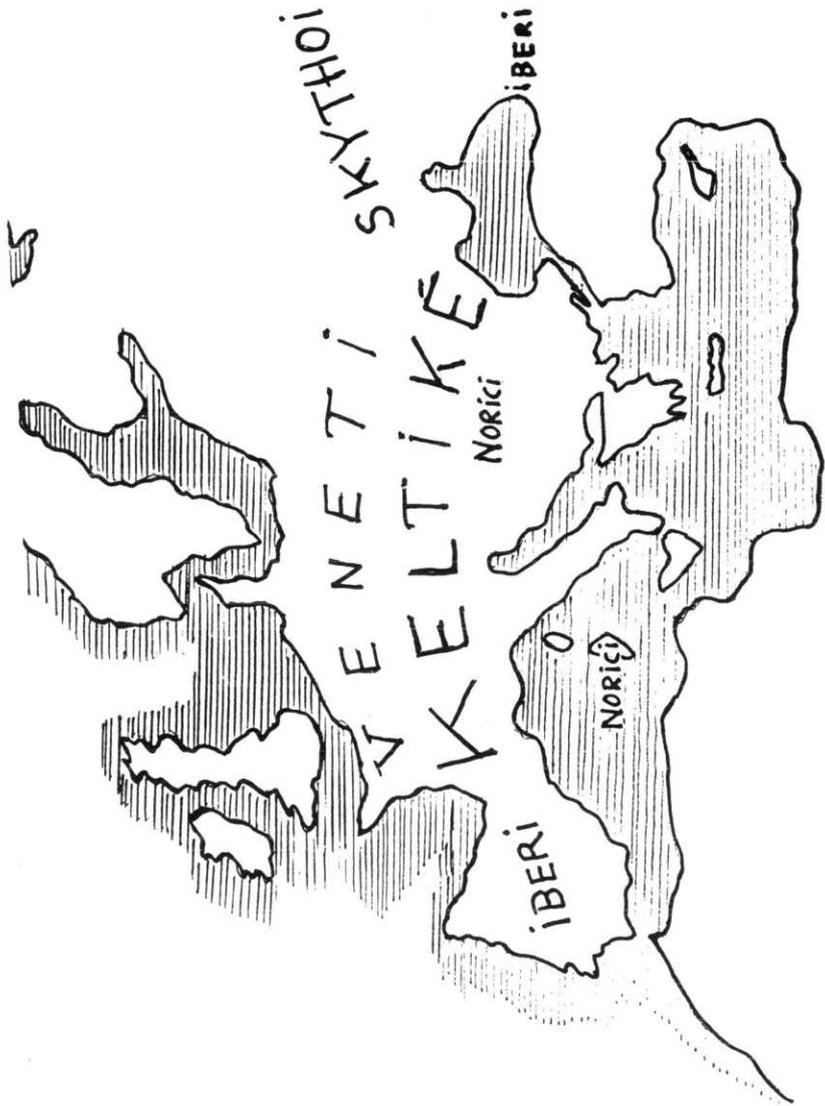
Entsprechend der in meinem Beitrag über die Entstehung des Slawentums [1995] begonnenen Demontage des Indogermanenkomplexes rücke ich nun den Germanen selbst zuleibe, wobei ich zu meiner Freude feststellen durfte, daß diese Chimäre bedeutend leichter zu durchschauen ist als die der Slawen oder Tocharer. Mir wurde dabei immer klarer, daß alle derartigen Begriffe romantischen Träumen entspringen, ohne nachweisbaren Hintergrund, und daß eine Bloßstellung dieses Sachverhaltes wegen des allzugroßen Blutvergießens, das diese Begriffe ausgelöst oder unterstützt haben, zur dringlichen Aufgabe geworden ist.

Wie absurd die Rekonstruktion einer indoeuropäischen "Ursprache" und des dazugehörigen indoeuropäischen "Urvolkes" ist, läßt sich an der Methodik selbst ablesen: Von den Zweigspitzen eines Baumes kann man nicht auf die Wurzel schließen, höchstens umgekehrt, nämlich von der Wurzel auf die Zweige. Je mehr Zweigspitzen wir in Betracht ziehen, desto mehr Stämme müssen wir als möglich gelten lassen, besagt ein mathematisches Gesetz, das Carl Friedrich Gauss bewiesen hat.

Was nun die Germanen anbetrifft, so stellt sich schließlich heraus, daß sie vollkommen erfunden sind. Zunächst war mir aufgefallen, daß in wissenschaftlichen Werken vor 1800 von Germanen noch nicht die Rede ist. Zedler kennt in seinem umfangreichen *Lexikon* von 1735 noch keine Germania, er handelt sie unter Teutschland ab und zitiert nach Strabo XV: Germanes = Philosophen in Indien, wie dort auch die Brahmanen.

Antike Texte

Aus den Kommentaren antiker Texte ließ ich mich dann allerdings belehren, daß schon in *Poseidonios*, der uns jedoch nur aus Zitaten in *Strabon* bekannt ist, die Germani als Stamm in Gallien genannt wurden. Es gab sogar eine noch ältere Nennung des Germanenstammes, nämlich in *Herodot* I:125 als einer der drei Stämme der Perser. Da uns aber das Hochland des Iran recht fern liegt und diese Mitteilung auch nirgendwo aufgegriffen wurde, übergehen die heutigen Autoren diesen Hinweis. Ich komme jedoch darauf zurück.



Die großflächigen Völkerbezeichnungen aus der Antike

Die Antike machte sich das Leben nicht schwer mit der Kenntnis fremder Völker, sondern hatte recht einfache Begriffe: Im nichtmittelmeeri-schen Europa lebten von Ost nach West die Skythen, Veneter, Kelten und Iberer. Außer den Skythen, die eine gewisse Sonderstellung einnahmen durch ihre teils nomadische Lebensweise, galten die anderen drei Gruppen hinsichtlich Kulturform, Kriegstechnik und Religion als einheitlich und wurden nur in Bezug auf ihre Sprache unterschieden. Iberi gab es auf der nach ihnen benannten Halbinsel, auf den Inseln im Mittelmeer, vor allem auf Sardinien, sodann in den Ostalpen (Noriker) und im Kaukasus, wo sie sogar dieselbe Schrift, nämlich die turdetanische Runenschrift verwendeten. Und unter Kelten verstand man gelegentlich alle Hyperboräer, d.h. die Menschen jenseits des Nordgebirges, der Bora (= Rhodopen und nordwestliche Verlängerung).

Strabon sagt explizit, daß sich die Germani-Stämme kulturell von den Kelten nicht unterscheiden, auch das *Meyers Lexikon* von 1974 ist diesbezüglich eindeutig: Germani ist eine keltische Bezeichnung für einige Stämme, von Cäsar übernommen und seitdem verbreitet. Die Grenzen dieser Germani sind laut *Handbuch der alten Geographie* [Forbiger 1877, 182] klar gezogen: "Südlich der Bataver, westlich der Ubier, nördlich der Trevirer, östlich der Nervier wohnten mehrere kleine Völkerschaften, die von den Alten unter dem Namen Germani zusammengefaßt wurden." Sie lebten also zwischen Nordsee, Maas, Mosel und Rhein, im östlichen Teil Belgiens (s.S.180), wie sich auch die Philologen bis Ende des 19. Jhs. ausdrücken. 150 Jahre nach Cäsar und offensichtlich von dessen Verwendung des Ausdrucks Germanen geprägt, gibt es dann bei Tacitus eine große "Germania", wenn auch hier noch rein geographisch, nicht ethnisch aufgefaßt.

Die *Germania*, das Werk des Römers Tacitus, "das eine gütige Fee unserem Volke als Patengeschenk in die Wiege seiner vaterländischen Geschichte gelegt hat - kein Volk darf sich eines gleichen Kleinods rühmen -, übt auf jede Generation seine Anziehungskraft mit unverminderter Stärke aus [...]" schreibt der herausragende Philologe Eduard Norden [1920, 5] in seiner *Germanischen Urgeschichte* und wird im selben Sinne auch noch von Fischer -Fabian [1975, 204] fast wörtlich weitergegeben.

Wie in anderen Wissenschaftsbereichen gibt es auch hier eine zweite Linie, die jahrhundertlang neben der offiziellen Richtung herläuft, nie ganz verstummt ist und sogar zeitweise die Oberhand gewinnt. Diese Gegen-

strömung glaubt nicht, daß die *Germania* von Tacitus stammt und auch nicht, daß sie unserem Volk als Geschenk in die Wiege gelegt wurde, sondern durch einen katholischen deutschen Mönch im Auftrage der Kurie als Propagandaschrift im 15. Jh. geschaffen wurde, um als Waffe im Kampf der italienischen Päpste gegen die deutschen Kaiser eingesetzt zu werden.

"Habent sua fata libelli" - als wäre dieser berühmte Satz eigens für die *Germania* geprägt worden, so wird er in vielen Kommentaren gerade dann zitiert, wenn von der Überlieferungsgeschichte dieses einmaligen Werkes die Rede ist. Etwa im Jahre +98 von einem damals sehr mächtigen und berühmten Manne geschrieben, dem Prokonsul der Asia minor, Cornelius Tacitus, sei das Werk sofort zum vielgelesenen Bestseller geworden (wie sich Fischer-Fabian [209] ausdrückt) und habe die Moral der degenerierten Römer auffrischen sollen durch das Vorbild der unverfälschten Germanen. Bei genauerer Nachforschung muß man leider feststellen, daß "Tacitus im Altertum wenig gewürdigt und wenig gelesen worden" ist. "Wer von Cicero und Livius kommt, empfindet einen ungeheuren Abstand: die Sprache mutet seltsam an; sie bietet im Gegensatz zur klaren klassischen Prosa Schwierigkeiten über Schwierigkeiten", sagt Arno Mauersberger [1980, 17], ein durchaus nichtsahnender Gelehrter der DDR.

Denn: "Cornelius Tacitus ist der erste Prosaiker der trajanischen Zeit; in ihm findet Roms höhere Geschichtsschreibung ihren glänzenden Kulminationspunkt und ihren Abschluß zugleich" [Oberbreyer 1910, 4]. Also Auftakt und Höhepunkt und Abschluß zugleich, mit ganz eigenem Sprachstil.

Die *Germania* wurde von Zeitgenossen oder Nachgeborenen auch nicht zitiert, soweit ich gesucht habe. Zwar hat ein Nachfahr, Kaiser Marcus Claudius, der nur im Jahre 274 regierte, aus Anhänglichkeit an seinen berühmten Ahnherrn verfügt, daß dessen Schriften zehnmal im Jahr abgeschrieben werden sollten, aber die *Germania* scheint es nicht betroffen zu haben, höchstens die *Historien* und die *Annalen*, die als Geschichtswerke Roms von staatlichem Interesse waren. Die mittelalterlichen Historiker kennen die *Germania* nicht, auch keine Teile daraus, mit Ausnahme des Jordanes, der die Bernsteinerklärung bringt [Norden 1920, 448], allerdings so hanebüchen, daß die Stelle sofort als Interpolation auffällt. Erst an der Wende zum 16. Jh. tauchen begeisterte Kommentare auf und machen die *Germania* zu einem Grundstein nationalen Gefühls. Wie kam es dazu?

Baldaufs These

Vor fast hundert Jahren legte ein Philologe, Robert Baldauf von der Universität Basel, den Sachverhalt offen zutage. Er kann ein mutiger und sehr gebildeter Vorgänger Kammeiers genannt werden, auch wenn ihn dieser nicht gekannt haben dürfte. Baldauf schrieb - wiederum wohl ohne Wissen - in der Nachfolge des Jesuiten Jean Hardouin, der im frühen 18. Jh. einen umfassenden Fälschungsverdacht zur Antike publiziert hatte. Baldauf also berichtet von dem notorisch berühmten Papstsekretär Poggio Bracciolini (1380-1459), einem der herausragenden Humanisten der italienischen Renaissance, und dessen fanatischer Suche nach antiken Handschriften. Als Wiederentdecker einer großen Menge antiker Literatur ist er zu einem Grundsteinleger des modernen Abendlandes geworden. Er beschäftigte zahlreiche Bücheragenten, die überall kostbare Handschriften stahlen oder aufkauften und nach Rom brachten.

Er selbst war viel in Europa unterwegs, heißt es, und suchte besonders die deutschen Klöster heim, wo wunderbarerweise rauhe Mengen der begehrten Manuskripte in den Kellern lagen und leicht abzustauben waren. Da er von 1414 bis 1418 auf dem Konzil zu Konstanz anwesend war, konnte er sich ausgiebig in den Bibliotheken von St. Gallen, Weingarten, Einsiedeln und auf der Reichenau umschauen. Die nächsten vier Jahre verbrachte er in England und kehrte dann nach Rom zurück. Einem Mönch aus dem hessischen Hersfeld hatte er eine Wunschliste mitgegeben, auf der u.a. Tacitus stand. Dieser ungenannte Mönch meldete tatsächlich nach einigen Jahren die Auffindung eines Pergament-Codex mit drei Büchern des Tacitus, die seitdem als die kleineren Schriften des Tacitus geführt werden, darunter die *Germania*. Es dauerte allerdings viele Jahre, bis der Handel perfekt wurde und die Rolle um 1450 oder 1455 nach Rom gelangte. Damals gab es nämlich viele Bücherjäger, schreibt Fischer-Fabian [210ff], die sich gegenseitig mit gefälschten Siegeln und Forderungen der Kurie austricksten; sie arbeiteten wohl gleichermaßen als Erpresser, Diebe und Käufer - oder als Auftraggeber für zu erstellende Handschriften, wie man bei Baldauf liest.

Diese unschätzbar kostbare Pergamentrolle mit den Tacitus-Texten ist leider 1460 in Italien spurlos verschwunden. Zum Glück hatte man noch schnell vorher drei Abschriften angelegt, die aber ebenfalls verschwanden.

Die von diesen herstammenden Abschriften stimmen untereinander nicht überein, ihre Abhängigkeit ist auch nicht zu klären. Nach diesen Abschriften, die ab 1470 gedruckt erschienen, urteilten also alle europäischen Philologen, bis 1902 in einem Schloß in Ancona acht pergamentene Blätter einer Tacitus-Abschrift aus dem 9. Jh. auftauchten. Diese haben schließlich unsere heutige Form der *Germania* bestimmt [u.a. Büchner 1961, 413].

Robert Baldauf, der diesen Fund noch nicht kannte, nahm an, daß der Papstsekretär Poggio Bracciolini der Auftraggeber und das Kloster Hersfeld bei Fulda die Fälscherwerkstatt für die Tacitus-Rolle war. Ein kleiner Umstand, der mir beim Nachprüfen auffiel, paßt gut ins Bild: Bracciolini lebte auch vier Jahre in England, und das zweite Buch des Tacitus auf dieser Rolle ist eine Geographie Englands, angeknüpft an die Biographie des Agricola, des Schwiegervaters von Tacitus, der zeitweise die Britannia verwaltet hatte...

Wenn schon das seltsame Auftauchen und wieder Verschwinden dieses einmaligen Textes stutzig macht, mutet auch die Rezeptionsgeschichte verdächtig an: Obgleich die *Germania* 1470 in Venedig und drei Jahre später in Nürnberg gedruckt wurde, beachtete sie niemand. Erst eine Ausgabe mit Kommentar von Enea Silvio de' Piccolomini, die dieser angeblich im Jahr seiner Papstkrönung (1458 als Pius II.) verfaßt hatte, aber erst 32 Jahre nach seinem Tode in Leipzig 1496 gedruckt wurde, hatte den gewünschten Erfolg: Der Elsässer Jakob Wimpfeling benützte sie 1501/1505, um das Deutschtum des Elsaß zu propagieren, 1518 griff der Mönch Franciscus Irenicus vom Oberrhein auf sie zurück, und 1519 baute sie der Elsässer Beatus Rhenanus, der auch den antiken Text des Velleius entdeckt und ediert hat, in seine Sammlung der Germanien betreffenden Texte ein [Norden 1920, 4; Fuhrmann 107].

Seitdem ist sie die in Deutschland am häufigsten besprochene lateinische Prosaschrift [Norden 3]. Die pünktlich zur 400-Jahrfeier des ersten deutschen Kommentars gefundenen Handschriftfragmente lagen übrigens am richtigen Ort: In Schloß Ancona war Papst Pius II. Piccolomini gestorben.

Über den Beweggrund, die *Germania* schreiben zu lassen, sagt Mauersberger [18], der allerdings nicht ahnt, wie klar er diesen Sachverhalt darstellt: "Den Schlüssel zum Verständnis dieses Werkes" bildet der Satz: *urgentibus imperii fatis: Italien profitiert von Deutschlands Streitigkeiten,*

oder wörtlich bei Tacitus: "Möge doch - so kann man nur wünschen - den fremden Völkern, wenn sie uns schon nicht lieben können, wenigstens der Haß untereinander auf die Dauer erhalten bleiben, da uns in diesen für das Reich schicksalsschweren Zeiten kein größeres Glück beschieden sein kann als die Zwietracht unserer Feinde" [*Germania* XXXIII].

Die noch nicht entschiedene Auseinandersetzung zwischen Waiblingern und Welfen ist also ein zeitgemäßer Anlaß für den Auftrag dieser Schrift. Der auf lange Sicht wichtigere aber war - wie selbst die wohlmeinendsten Forscher festgestellt haben - eine Verunglimpfung oder genauer: Barbarisierung der Teutonen durch einen (erfundenen) antiken Text. Dabei ist dessen sprachliche Sonderstellung, seine archaisierende und zugleich italienisch anmutende Sprache häufig genug aufgefallen.

Die *Germania* enthält nämlich zahlreiche ungewöhnliche und für klassisches Latein unerklärliche, ja unverständliche Ausdrücke, um die unter den Gelehrten schon vier Jahrhunderte lang erfolglos gestritten wird, wie etwa die "Decumates Agri", die schon Andreas Althamer 1536 für unmöglich hielt und Eduard Norden noch 1934 auf mehr als 50 Seiten erörterte, ohne mehr herauszubekommen, als daß es nicht Latein ist, sondern ein gallorömisches Wort sein könnte.

Auch die inneren Widersprüche sind zahlreich. Ich will nur kurz erwähnen, daß Tacitus - aus Versehen sozusagen - eine Stadt der Germanen, Asciburg, und Inschriften erwähnt, auch einen Grenzwall, der die Angrivarier gegen ihre ebenso germanischen Nachbarn schützte, während er sonst primitive Waldbewohner beschreibt, die kaum bekleidet als thumbe Wilde sich dem Schlafen, Fressen und Saufen ergeben, wenn sie gerade nicht Kriege anzetteln [*Germania* XV].

Aufgefallen ist den Kommentatoren natürlich auch, daß dieser Text vor allem am Anfang den griechischen Schriften über Völkerkunde entspricht und im Ganzen nur gängige Schemata, sozusagen ein Mosaik der antiken Geographen darstellt, das jeder belesene Mönch herstellen konnte.

Kammeier widmet dem Thema ein kleines Kapitel unter der Überschrift "Die Verfälschung der *Germania* des Tacitus" [1935, IV, 3], wobei er noch glaubt, daß nur einige Teile verfälscht sind, während für Baldauf - den er nicht erwähnt - schon drei Jahrzehnte vorher feststand, daß das gesamte Werk gefälscht ist. Kammeier stellt aber fest, daß uns die wichtigen römi-

schen Texte über die Germanen, nämlich die Germanenkriege des älteren Plinius und die Abschnitte bei Livius, fehlen und im Tacitus, vermutlich völlig entstellt, auftauchen. Hinter den widersprüchlichen Nachrichten des Tacitus verberge sich die Absicht der Fälscher, sich nicht festzulegen. So kommt der einzige Göttername, der von Interesse ist, Tuiston, in den Abschriften in fünferlei Schreibweise vor. Und der Stil, schreibt Kammeier weiter, gleicht ganz auffällig dem des Sallust, bis hin zur Wortwahl. Schließlich merkt Kammeier ebenfalls, daß die *Germania* vor dem 15. Jh. nirgendwo zitiert wird, mit Ausnahme einer kleinen Schrift des "Heiligen Alexander", die ausgerechnet in Fulda gefunden wurde, aber vermutlich zu den Fälschungen gehört, die im Kreise von Abt Trithem und Conrad von Celtes ab 1491 hergestellt wurden, deren Fabrikate "Hunibald" und "Berosus" schon von ihren Zeitgenossen entlarvt wurden.

Gegen den Fälschungsvorwurf und als 'Beweis' der Echtheit der *Germania* hat man angeführt, daß die suebische Haartracht, nämlich der seitlich getragene Knoten, die man erst durch neuere Moorfunde bestätigt fand, einem Mönch des 15. Jhs. unbekannt gewesen sein dürfte. Aber auf mehreren römischen Steinreliefs mit Abbildungen von Sueben sieht man diesen Haarknoten. Oder man führt den schon erwähnten Angrivarier-Wall als Zeugen an, der erst Anfang unseres Jhs. wiederentdeckt wurde; aber einen 10 m breiten und mehrere Meter hohen Erdwall mit Palisadenzaun kann man nicht verstecken. Auch die Bootsform, die wir ebenfalls durch Moorfunde erst heute wieder kennen, oder der Nerthus-Wagen dürften einem Norddeutschen, der den römischen Zeiten noch näher stand, bekannt gewesen sein. Die eisernen Speerspitzen gar, die Tacitus so treffend beschrieb, daß Archäologen, die sie heute mühsam ausgegraben haben, sich darüber wunderten, mußte ein hessischer Mönch, meine ich, noch aus eigener Anschauung kennen. Sie fanden zu seiner Zeit auf der Eberjagd noch Verwendung, wie Museumsstücke belegen.

So ist also Fischer-Fabians Behauptung [217], das Buch sei von "völkerkundlichen Wandermotiven geradezu übersät", durchaus korrekt, nämlich aus den "Abfällen antiker Geschichtsschreibung zusammengestoppelt". Nur weiß jener Autor nicht, wie recht er mit dieser Feststellung - oder eigentlich Zitaten aus der Fachliteratur - den Kern der Sache getroffen hat.

Einerseits handelt es sich bei den taciteischen Germanen um wilde Barbaren, die kaum Eisen kennen, keine richtige Reiterei ins Feld führen können und ohne Schlachtordnung kämpfen, sondern sich an wildem Gebrülle berauschen. Andererseits zeigt er uns Bauern, die Bier trinken (das seltsamerweise so umständlich beschrieben wird, daß man denken soll, in Rom hätte es damals keines gegeben - ein Irrtum des Mönchs), ihre Frauen hoch achten, ihre Freiheit über alles lieben und selbst in kleiner Zahl das bestdisziplinierte Heer der Welt, das römische, besiegen. Angesichts dieser Widersprüche und aus heutiger archäologischer Kenntnis der phantastisch guten Eisenschwerter der Hyrkanier kommt einem der Roman des Tacitus sehr dümmlich vor.

Rezeptionsgeschichte

Die Tendenz des Textes ist offensichtlich die, für die Deutschen den Rhein als Westgrenze festzulegen und ihren Expansionsdrang nach Osten zu verlagern, womöglich bis zum Don oder zur Wolga. Dabei werden allerdings die Bojer als echte Kelten ausgenommen, denn Böhmen nimmt ja stets eine kirchliche Sonderstellung ein. Die Ausdrucksweise ist in diesen Sätzen des 28. Kap. allerdings haarsträubend und paßt eher ins Mittelalter.

Dennoch - dieses ideologisch verzerrte und von naiven Falschnachrichten nur so strotzende Dokument über die teutonische Vorgeschichte wurde in der Renaissance von den großen Humanisten begeistert aufgenommen. Ullrich von Hutten schrieb 1502 sein pathetisches Totengespräch nach griechischem Vorbild für den vermeintlichen Helden Arminius gegen Rom und den Vatican - Freyheit war das neue Schlagwort. So könnte man sagen, der Schuß des Papstes ist nach hinten losgegangen.

Im Laufe der Zeit erlagen aber diese Germanen selbst dem Charme des Tacitus. Er hatte nämlich Fußfesseln eingebaut in Form von Tugenden, die er den Vorfahren der Teutonen andichtete. Und diese bezauberten die Deutschen derart, daß sie - wenn auch äußerst zögernd - sich als Fortsetzung dieser Fälschung ansahen.

Skandinavien gehörte damals noch nicht zum germanischen Bereich. Man hatte zwar schon im 16. Jh. Runendenkmäler entdeckt (Johann Magnus 1554, schwed. 1620), hielt sie aber noch für eine Art Griechisch. Die Skandinavier galten noch als Kelten, genau wie die Deutschen, die bis

1800 ihre "celtische Uhr- und Ertz-Sprache" erforschten, Druiden und Barden als ihre Dichter verehrten und den Ossian - eine romantische Fälschung für Keltomanen - begeistert annahmen. Für Olav Rudbeck (1630-1702) - im Hochgefühl der schwedischen Überlegenheit im 30jährigen Krieg - war Skandinavien das Paradies, die Völkerwiege und der Schoß der Nationen, Ursprung aller menschlichen Kultur, aber noch kimbrisch und hyperboräisch, d.h. keltisch. 1643 wurde die *Edda* durch einen isländischen Bischof entdeckt, und im selben Jahr begann auch die dänische Runenerforschung. Aber erst 20 Jahre später schickte der Isländer das einzige Manuskript der *Edda* nach Dänemark. Wie authentisch dieses Manuskript ist, konnte ich nicht untersuchen, aber es wäre eine Arbeit wert.

Fünf Jahre später wird die *Gotenbibel Wulfilas*, die ganz seltsam in einem deutschen Kloster aufgefunden worden war, von Prag nach Uppsala gebracht; allerdings gab es beim Transport des Buches eine nie aufgeklärte Unterbrechung, die zur Vermutung nachträglicher 'Korrekturen' Anlaß gab. Wiederum wurde zur Stützung dieser unglaublichen Handschrift sehr viel später ein Palimpsest gefunden, das die *Wulfilatexte* beweisen soll.

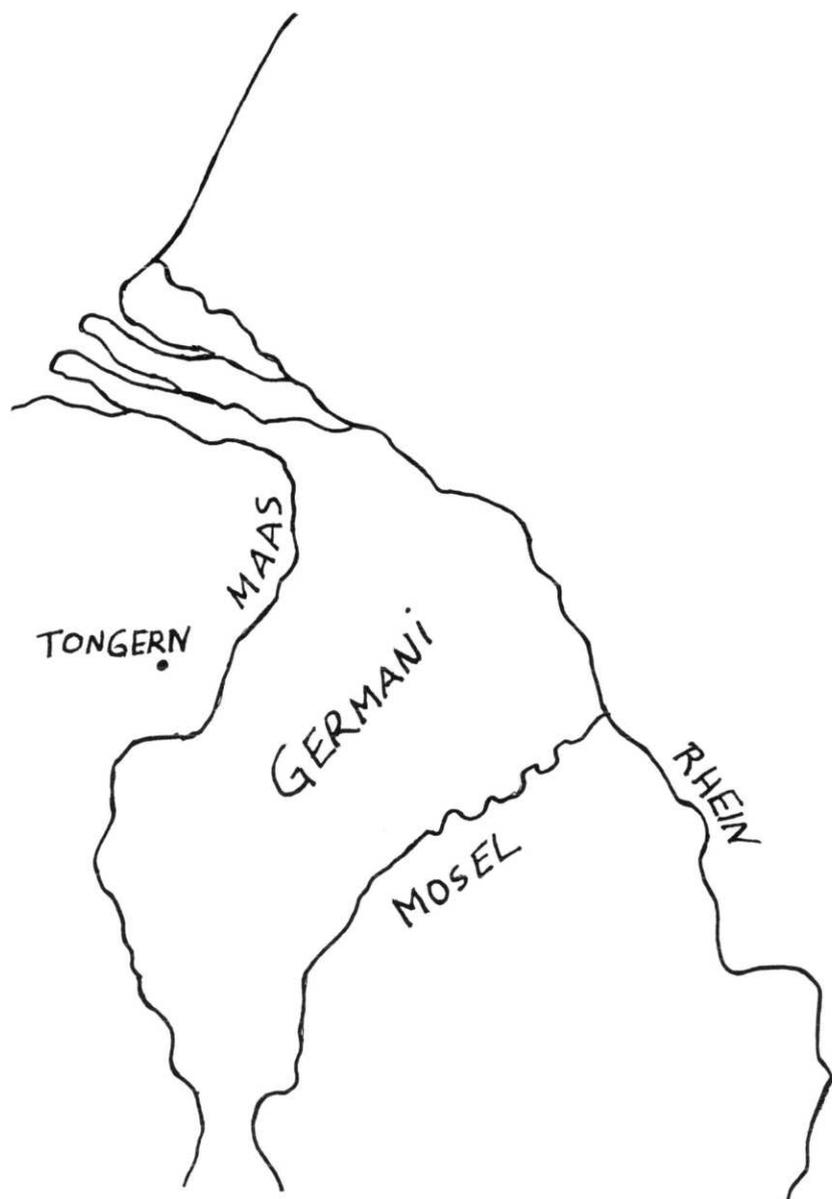
Klopstock, der 20 Jahre in Kopenhagen lebte, wußte auch nur, daß das Volk der Dänen von Kelten abstammte. Herder bemerkt den Mangel an echt deutschen Mythen (*Iduna* 1796) und schafft endlich Ersatz durch Annäherung an Skandinavien. Damit borgt sich der Deutsche - wie Klaus von See sagt [1970, 36] - aus dem Norden seine Traumwelt, ein nationales Bewußtsein, eine Vergangenheit. Die skandinavischen Texte sind hinfert nicht mehr mittelalterliche oder humanistische Dichtung, sondern stammen aus einer zeitlosen Sphäre, einem Schwebezustand, der dem goldenen Zeitalter, Paradies oder Atlantis verwandt ist. Das nordische Germanentum ist geboren. Oehlenschläger [1807] und Tegnér [1825] schaffen die skandinavische Romantik und damit eine frühe Kultur: 1811 wird der "Gotische Bund" gegründet, dem der Süden unrein und verdorben ist, der Norden rein und echt. Ich überspringe jetzt beide Schlegel, auch Görres und die Brüder Grimm, da sie allbekannt sind, und weise nur noch auf Chamberlain und die Nazis hin, die aus dieser Saat ihre blutige Ernte eingetragen haben.

Nach diesem kurzgefaßten Werdegang der Germanen-Ideologie, die an anderer Stelle näher ausgeführt werden kann, möchte ich zum eigentlichen Thema zurückkehren: der antiken Erfindung bzw. Fälschung, durch die dieses Volk der Germanen in die Welt gesetzt worden ist.

Die Theorien von Reinrassigkeit, die bei den Romantikern beginnen, oder von Autochthonie, die schon im Tacitus steht, sind ja nicht neu, sondern schön griechisch, wie Allan Lund [1990] nachgewiesen hat. Die Hellenen fürchteten in der klassischen Zeit, durch Mischung mit Barbaren oder durch Aufnahme ihrer Kulturformen "rassisch" niedriger zu sinken, zu entarten! [ebd 10] Den klassischen Griechen galten alle Europäer als Hyperboräer, d.h. die jenseits des Bora-Gebirges Wohnenden, die Nordmenschen. Zwar kamen diese Leute oft zu ihnen, opferten auch am Apollo-Altar in Delphi und sonstwo, wurden aber nicht mehr recht verstanden, so etwa, wenn sie von ihren großen Sturmfluten an der Nordsee erzählten, gegen die sie Warften, also erhöhtes Hausbaugelände aufschütteten, und die Griechen meinten, daß sich jene Leute mit ihren Waffen gegen das Meer auflehnten, also sich dort hinein stürzten und so umkamen. Radlof, einer der großen Wissenschaftler des 19. Jhs., Professor in Bonn, dessen Geburtsjahr 1775 man kennt, dessen Todesjahr aber nicht, wie bei manchem deutschen Genie, hat um 1820 eine ganze Reihe dieser typisch mißverstandenen Nachrichten aufgeklärt, die uns bei den alten Autoren so stutzig machen. Übrigens kennt Radlof auch noch keine Slawen, aber das nur am Rande.

Die Griechen hatten ihre eigene Art, Barbaren zu bezeichnen: das peloponnesische Urvolk nannten sie Schwarzköpfe = Pelasger, andere waren Brandgesichter = Äthiopen, und im Osten lebten die Milchgesichter = Galater (von Gala = Milch). Die Hosentracht, die auf den römischen Reliefs den Germanen eigen ist, galt einwandfrei als persisch, ebenso die Haartracht der Hyperboräer. Dann aber kommen diese fremdartigen Hyperboräer zum Tempel in Delphi und bringen ihre Schätze in den Tempelhort - das ist doch Hinweis auf eine Kultgemeinschaft, eine religiöse Einheit, die eben die große Keltiké bezeichnet; auch die Hellenen waren eigentlich Kelten, wie Herodot durchblicken läßt.

Radlof [228] stellt nun Hilde und Kelten zusammen, zunächst überraschend, aber dann erklärt er, daß die Verschiebung H → K häufig auftritt: Herz → Cor, Halm → Kalamos, Hanf → Cannabis usw. Und Hilde war die mythische Stammutter, die mit Herkules schlief - sehr schön, denn das ist eine Erfindung des 11. Jhs., sagt Radlof. Übrigens nennt dieser geniale Kenner zwischen 625 und 975 keinen einzigen Schriftsteller, wo er sonst überall und vielschichtig Namen aufzählt, von denen ich nie gehört habe.



Die Situierung der vier kleinen Stämme, der "Germani" nahe Tongern

Radlof [303f, 425] weiß, wie Adelung [24ff] vor ihm und viele nach ihm, daß Brennus nicht der Eigenname des Kimbernführers gegen Rom ist, sondern Königstitel, und er weiß sogar, daß das Wort tatsächlich mit Brand zusammenhängt, nämlich mit dem Brand der Sonne, dem Strahlenkranz, so wie die Pyrenäen, diese ewig brennenden Berge, und die Ardennen, die auch brennen, dem Sonnengott geweiht waren. Nur heutige Professoren haben da Probleme, sie möchten die alten Texte unbefragt ernstnehmen und nicht auf teutsche Wörter abklopfen. Übrigens sind alle Eigennamen der angeblich germanischen Heerführer keltisch.

E. Norden fand auch heraus, daß eins der Vorbilder des Tacitus-Textes, das ein Grieche namens Timagenes verfaßt hat, über die Kelten etwa das geschrieben hat, was Tacitus den Germanen anhängt. Der Text sei so wörtlich gleich, daß eine Rückübersetzung sich anbiete. Noch bei Strabo spielen die Kelten jene Rolle, die Tacitus den Germanen zuschreibt.

Tacitus nimmt deutlich Bezug auf Cäsar, er beginnt sein Buch mit derselben Formel wie Cäsar den *Gallischen Krieg*, zitiert auch den "göttlichen Julius" [Kap. 28] zuweilen wörtlich und baut seinen Germanenbegriff auf dessen Erwähnung der belgischen Stämme auf. Nur so nämlich ist der rätselhafte und viel diskutierte Satz in Kap. 2 der *Germania* einzuordnen, wieweil der Text hier offensichtlich - vielleicht absichtlich? - verderbt ist: "Die jetzigen Tungri, die früher Germanen hießen", muß umgekehrt gelesen werden: Die Germanen, die früher Tungri genannt wurden (nach dem Ort Tongern in Belgien). Wichtig bei Cäsar ist dabei der Begriff "cis rhenum", 'diesseits des Rheins' [VI,2,3], der sonst nirgends auftaucht und deshalb durch eine Inschrift auf einem Ziegel gestützt werden sollte, die etwa gleichzeitig mit den acht Pergamenten der *Germania* Anfang unseres Jhs. aufgetaucht war, aber im Unterschied zu jenen sofort als plumpe Fälschung entlarvt wurde [Koestermann 1970].

Die Ausdehnung des Stammesnamens Germani auf die zahlreichen Völkerschaften jenseits des Rheins hat sich in der Antike nicht durchgesetzt, nur als geographische Bezeichnung des fast unbekanntes Gebietes - Germania - ist das Wort in die Literatur eingegangen. Eigentlich lag darin ein römischer Machtanspruch, der aber auffällig wenig Beachtung fand.

Sogar innerhalb der *Germania libera*, mitten zwischen den wilden Stämmen, gab es ein Volk, das nicht zu ihnen gehörte, sagt Tacitus. Es sind die Chatten, die den Germanen an Tapferkeit so überlegen waren, daß sie

ihre Eigenart bewahren konnten. Da Hersfeld, wo die Pergamentrolle des Tacitus-Textes gefälscht wurde, in Hessen liegt, ist dieser Einschub verständlich.

Jene Germanen des Tacitus, die mit rindergezogenen Planwagen und Frauen und Kindern auf der Landsuche daherkommen, sind wohl Skythen oder Sarmaten. Sie kämpfen nach Sippen getrennt und verehren ihre speziellen Götter. Dabei fällt auch Isis auf, die - wie Allan Lund 1990 bemerkt - "nach dem Stand der Religionsforschung noch nicht bis zu den Germanen vorgedrungen, sondern nur zu den Kelten gelangt" sein konnte [Lund 74]. Offensichtlich decken sich die heutigen Begriffe nicht mit denen des Tacitus, sagt Lund. Was die antiken Schriften als Kelten bezeichnen, und was die Wissenschaftler heute darunter verstehen, ist sehr verschieden! [ebd 75]. Dann aber verwischt er diesen klaren Befund wieder, indem er Isis als Übersetzung von Freija (sic!) oder Nerthus ansieht. So, wie man heute auch den auf dem Altar bei Miltenberg genannten cimbrischen Merkur als Wotan bezeichnet. Das ist aber nicht mehr Roman, das ist Fälschung.

Lund [77], der unter den heutigen Forschern gewiß einer der hellsten ist, sagt darum: Das Verbreitungsgebiet der Kelten laut heutiger Archäologie deckt sich nicht mit dem Begriff der Griechen und schon gar nicht mit dem der Römer, woraus er schließt, daß die antiken Autoren ihre Begriffe willkürlich prägten - völlig richtig -, aber nicht merkt, daß auf jene irrelevanten Begriffe ein ganz verschrobenes und humanistisch gefälschtes Bild gestülpt wurde, das durch heutige Ideologie noch viel fiktiver geworden ist.

Aus vier kleinen Stämmen in Belgien wurde das immense Areal zwischen Rhein und Don, Ostsee und Schwarzem Meer zur Germania, weil es einem italienischen Kirchenfürsten so paßte, indem er den gut christlichen Galliern die Rheingrenze verschaffte und die halbheidnischen Teutschen an die Ostgrenze schickte, bis hin zum Reich der Goldenen Horde.

Zur Bedeutung des Germanennamens

Trotzdem fragt es sich nun, woher der Erfinder der Germani, in diesem Falle Cäsar, den Ausdruck genommen hat. Vermutlich haben sich einige Stämme - oder eher noch militärische Einheiten - selbst Germani genannt oder wurden von ihren Nachbarn so bezeichnet, bevor dieser Ausdruck zum Allgemeinbegriff wurde. Auf die vielen Deutungen des Wortes Germani möchte ich hier nicht eingehen, sondern nur die älteste und meistvertretene

abschließend kurz betrachten: Germanen heißt Brüder. Der Zusammenhang mit Heermannen ist sinngemäß richtig (wenn auch nicht etymologisch!), denn diese Germanen waren (junge) Krieger, die gegenseitig die Blutrache füreinander übernahmen, damit zu "Brüdern" wurden. In diesem Sinne kennen schon die Griechen den Ausdruck "Zusammengeborene" (eigentlich = Zwillinge) als Ehrentitel für junge Krieger. Heeresgemeinschaften wie die Hermionen oder die Hermunduren beziehen sich [Radlof 258] darauf.

Wenn aber junge Krieger durch einen Schwur zu Blutsbrüdern wurden, d.h. füreinander die Blutrache übernahmen, wie es seit alter Zeit bezeugt und auch heute noch in Stammesgesellschaften zu beobachten ist, dann bedeutet das implizit, daß diese jungen Krieger nicht zur selben Stammesabteilung gehören, sonst wäre die Verbrüderung nicht nötig und nicht möglich. Sie können auch volksfremd gewesen sein, nur die kultische Einheit muß bestanden haben. Diese galt aber für die gesamte Keltiké. So können wir Germani als kriegerische "Stämme" im hohen Iran antreffen (bei Herodot) oder in Gallien oder an der Rheingrenze (bei Cäsar) oder am Schwarzen Meer [Sinz 77, 82 et passim]: Es handelt sich um eine Art Schwadronen wie etwa in neuerer Zeit die Kosaken, die vor Paris kämpften (gegen Napoleon), in Petersburg oder Warschau stationiert waren, Wladiwostok einnahmen oder bei orientalischen Fürsten Leibwache spielten. Sie sind keine Stammeseinheit, kein Volk, sondern eine Soldatentruppe, bunt zusammengewürfelt wie die Fremdenlegion. Diese Beschreibung entnehme ich Spenglers Betrachtung der Seevölker [1969 passim].

Das Ergebnis dieser Untersuchung fasse ich noch einmal zusammen:

1. Die Germanen als ein großer Zweig am Stammbaum der Indoeuropäer sind eine bis heute geglaubte Fiktion der Philologen der Romantik.

2. Moderne Germanengeschichtsschreibung stützt sich auf zwei Autoren, nämlich Cäsar, dessen kurze Erwähnung der Germanen nur militärische und propagandistische Bedeutung hatte, und Tacitus, dessen *Germania* mit hoher Wahrscheinlichkeit eine klerikale Fälschung des 15. Jhs. ist.

3. Der Ausdruck Germanen bezeichnete ursprünglich den Zusammenschluß kriegerischer Mannschaft, besonders als Ergebnis des keltischen Ver sacrum, ohne ethnische, sprachliche oder genetische Verbundenheit.

4. Ein "Volk" der Germanen, wie es uns in der Schule präsentiert wird, hat es nie gegeben. Die Erforschung der vielgestaltigen europäischen Stämme zur Römerzeit sollte frei von derartigen ideologischen Vorbedingungen neu begonnen werden.

In der sehr lebhaften und recht langen Diskussion im Anschluß an diesen Vortrag kam vor allem zu Wort, daß ich den philologischen Befund, nämlich die Verwandtschaft der germanischen Sprachen des heutigen Mittel- und Nordeuropas nicht miteinbezogen hätte. Darum mußte ich den Modellgedanken noch genauer ausführen, indem ich diese geforderte, m.E. jedoch inexistente germanische Ursprache als die Ordonnanz-Sprache der militärischen Einheiten bezeichnete, die als lingua franca in der Völkerwanderung in einem großen Gebiet, vor allem auch dem der Wikinger, Verbreitung fand. Eine Analyse der Hydronomie Alteuropas, etwa im Sinne von Bahlow, der mehrfach genannt wurde, ergab ja, daß die Gewässernamen in Skandinavien sowenig "germanisch" sind wie etwa die Osteuropas "slawisch" [s.a. W.P. Schmid 155ff in Beck 1986].

Irgendwie spukt nämlich bei den modernen Sprachforschern, den Indogermanisten oder gar den Nostratikern, noch das biblische Modell vom Turmbau zu Babel im Kopf, wo "alle Welt einerlei Zunge und Sprache" hatte, die dann durch den neidisch gewordenen oder in Panik geratenen "HERRN" in viele Einzelsprachen aufgespalten wurde. Es mag zwar sein, daß bei der Errichtung eines großen Kultbaus wie des Turmes in Babel eine einheitliche Schriftsprache mit genormter Aussprache ("Zunge" und "Sprache") verwendet wurde, die in der Folgezeit, als sie nicht mehr ihren Zweck erfüllen mußte, in Dialekte zerfiel, aber diese Einheitsprache steht nicht am Anfang der Sprachentwicklung, sondern ist Ergebnis von Konvergenz und oft künstlich erzeugt. In diesem Sinne hatte ich [1977, 405f; 1995, 462f] auf das Bibelgotisch des Wulfila verwiesen, auf das Altkirchenslawisch der Brüder Method und Kyrill, auf das Arabische des Koran und das Tocharische der Schriften Turans. Für Sanskrit dürfte dasselbe gelten. Während alle diese volksschaffenden Kultsprachen im religiösen Bereich zum Durchbruch kamen, ist es beim "Germanischen" eher der militärische und danach händlerische Aspekt gewesen, der aus der synthetischen Schöpfung lebendige Sprachen für ganz Nord- und Mitteleuropa werden ließ. Die Verwandtschaft zwischen dieser Ordonnanzsprache und dem Altkirchenslawisch, um nur zwei Beispiele auszuwählen, ist also nicht genetisch, die beiden Sprachen oder Sprachgruppen stammen nicht vom selben Baum ab, sondern benützen teilweise dieselben Ingredienzien in ihrer ad hoc oder gezielt geformten Mischung.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1806): *Aelteste Geschichte der Deutschen*; Leipzig
- Baldauf, Robert (1902): *Historie und Kritik (einige kritische bemerkungen.) IV. Das Altertum [Römer und Griechen.] C. Metrik und Prosa*; Basel
- Beck, Heinrich (Hg. 1986): *Germanenproblem in heutiger Sicht*; Berlin · New York
- Büchner, Karl (1961): "Überlieferungsgeschichte der lateinischen Literatur des Altertums"; in *Hunger et al.* 1988, 309
- Fischer-Fabian, Siegfried (1975): *Die ersten Deutschen*; München
- Forbiger, Albert (1877): *Handbuch der alten Geographie. Band III*; Leipzig (Reprint Graz 1966)
- Fuhrmann, Manfred (1972): *Tacitus, Germania. Lateinisch und Deutsch*; Stuttgart
- Hunger, Herbert et al. (1988): *Die Textüberlieferung der antiken Literatur und der Bibel*; München (1961)
- Kammeier, Wilhelm (1935): *Die Fälschung der deutschen Geschichte*; Leipzig
- Kirchner, Horst (1938): *Das germanische Altertum in der deutschen Geschichtsschreibung des 18. Jhs.*; Berlin
- Koestermann, E. (1970): *Kleine Schriften*; Leipzig
- Lund, Allen A. (1990): *Zum Germanenbild der Römer*; Heidelberg
- Mauersberger, Arno (1980): *Tacitus Germania*; Leipzig (1971)
- Norden, Eduard (1959): *Die germanischen Urgeschichte in Tacitus Germania*; Darmstadt (1920 Berlin)
- (1934): *Alt-Germanien*; Leipzig · Berlin
- Oberbreyer, Max (1910): *Die Germania des Cornelius Tacitus*; Leipzig
- Podach, E.F. (1952/53) "Haarfarbe und Stand"; in *Tribus* NF 2/3, 104-124; Stuttgart
- Radlof, Johann Gottlieb (1822): *Neue Untersuchungen des Keltenthumes zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen*; Bonn
- See, Klaus von (1970): *Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart*; Frankfurt/Main
- Sinz, Erich (1984): *Gudrun kam vom Schwarzen Meer*; München
- Spengler, Oswald (1969): *Frühzeit der Menschheit*; München
- Topper, Uwe (1977): *Das Erbe der Giganten*; Olten
- (1995): "Entstehung des Slawentums"; in *Zeitensprünge* VII (4) 461
- Uwe Topper 12051 Berlin Warthestr. 60

Die Landnahme der Ungarn in Pannonien

895 findet dasselbe statt wie 598

Manfred Zeller, Erlangen

Unser Wissen über die spätantiken und frühmittelalterlichen Steppenvölker ist äußerst beschränkt, da sie keine eigenen Schriften hinterlassen haben, sondern nur von den attackierten Nachbarvölkern erinnert werden. Trotzdem möchte ich erneut die Besiedlung der pannonischen Tiefebene betrachten. Dazu werde ich zunächst diese schriftlichen Quellen aus, bevor ich auch die Archäologen zu Rate ziehe.

Konstantin Porphyrogennetos (905-959) berichtet in seiner Schrift *De administrando imperio* [= adm.] ausführlich über die Ungarn. Die nicht zusammenhängend gemachten Angaben sind zum Teil widersprüchlich, da sie auf verschiedenen Berichten beruhen, die ungeprüft übernommen worden sind. Nach Konstantin ist die Landnahme der Ungarn, die er als Türken bezeichnet, ins Jahr 895 zu datieren, also nach herkömmlicher Chronologie ca. 330 Jahre nach der Ansiedlung der Awaren in Pannonien. Das Datum 895 liegt von uns aus gesehen und bei den von Illig [1994, 20] genannten Grenzen 614 und 911 um 16 Jahren in der Phantomzeit. Nach ihrer Streichung müßten die ersten Ungarnspuren bereits (614 ./. 16 =) gegen 600 zu erwarten sein. Gibt es in den griechischen Quellen bereits für derartig frühe Zeit einen Hinweis?

Diese Frage kann bejaht werden. Theophylaktos Simokattes schreibt im frühen 7. Jh., daß die den Ouar und Chounni angehörigen Stämme der Tarniách, Kotzageroi und Zabendér im Jahre 598 mit 10.000 Mann nach Europa kamen und sich den Awaren anschlossen. Wir können zunächst feststellen, daß hier die Hunnen (Chounni) in die Awaren übergehen; das umgekehrte Phänomen ist uns bei fränkischen Chronisten - etwa dem der *Reichsannalen* - bekannt, die häufig noch von Hunnen anstatt von Awaren sprechen. Die zwei ersten Stämme lassen sich vom Namen her leicht mit zwei der acht ungarischen Stämme identifizieren, die Konstantin Porph. [adm. 174] für die Zeit nach 900 überliefert hat (die Ableitungen nach Moravcsik, Bd. 2):

| griechisch | türkisch | türk.-ung. | ungarisch |
|----------------------|----------|----------------|----------------------------|
| 1. Kabároi | Kabar | | Kavári |
| 2. Néke(s) | | | N'eki |
| 3. Megére(s) | | | Med'eri [= Magyaren; M.Z.] |
| 4. Kourtougérmát(os) | | Kürtü-D'ërmátu | |
| 5. Tarián(os) | | Tarjan | |
| 6. Genách | Yänách | | Jeney |
| 7. Karé(s) | | Keri | |
| 8. Kasé(s) | | Käsü | Kesi |

Identifizierbar erscheinen Tarniách = Tarián(os) und Kotzageroi = Kourtougérmát(os). Da die Kotzageren bislang mit den Kutriguren identifiziert wurden, einem Stamm, der nach 560 in den Quellen nicht mehr vorkommt, ist die hier vorgeschlagene Gleichsetzung sicher nicht abwegiger. Der Name der **Zabendér** findet sich nicht bei Konstantin, kann aber trotzdem aufgeschlüsselt werden. Denn Konstantin hat mitgeteilt, daß sich drei chazarische Stämme gegen den Kaghan erhoben und unter dem Namen "**Kabaren**" den Ungarn anschlossen [adm. 174]. Da zwei der Stämme später wieder unter ihrem eigenen Namen bekannt waren, darf man vermuten, daß die Zabendér der führende der drei Stämme waren und den neuen Namen "Kabaren" behielten. Während Konstantin sagt, daß die vereinigten Kabaren sich als achter Stamm den sieben anderen angeschlossen haben, hätten sich nach unserer Interpretation drei Teilstämme den bisherigen fünf Stämmen angeschlossen.

Konstantin stellt die Landnahme der Ungarn im Zusammenhang mit dem byzantinisch-bulgarischen Krieg der Jahre 894 bis 896 dar [adm. 176, 250ff], in dem die Ungarn auf Seiten der Byzantiner kämpften. Nachdem die - damals noch weit im Osten lebenden - Ungarn die Donau überschritten haben, überfallen die Petschenegen (s.u.) auf Anstiftung des Bulgarenzaren Symeon die zurückgebliebenen Ungarn und verwüsten deren Land. Daraufhin übersiedeln die Ungarn in das einstige Land der Awaren, nach Pannonien. Laut Konstantin rüsten die Ungarn gemeinsam mit den Serben gegen die Bulgaren [adm. 156] und vernichten das Großmährische Reich [adm. 64, 172, 180ff].

Wir blenden nun in die Zeit um 600 zurück. Im Jahr 601 unternahmen die Byzantiner unter dem Feldherrn Priskos einen großen Feldzug gegen die Awaren. Sie überquerten die Donau und ernteten in zwei Schlachten an der Theiß einen gewaltigen Sieg. Wie die Quelle berichtet, waren von der großen Menge der Gefangenen kaum ein Fünftel Awaren; fast die Hälfte waren Slawen und der Rest "andere Barbaren", was auf die bunte ethnische Zusammensetzung jener Völker hinweist, die unter der Herrschaft einer dünnen Schicht von Awaren lebten [Moravcsik I, 71]. Die Kriege gingen weiter; und Awaren samt Slawen drangen bis tief nach Griechenland ein. Kaiser Phokas mußte die Jahrgelder an die Awaren erhöhen; Kaiser Herakleios fiel bei einem Treffen in Thrakien 617 beinahe in awarische Gefangenschaft. 626 belagern die Awaren mitsamt ihren gepidischen, slawischen und bulgarischen Untertanen die byzantinische Hauptstadt, doch vergeblich. Von da an verfiel die Macht der Awaren [ebd]. Sie werden von den Karolingern (791/796/822) besiegt, worauf sie nicht mehr auffällig werden, die pannonische Tiefebene aber als Awarenwüste gilt.

Die Petschenegen waren ein anderer vorwiegend türksprachiger Stammesverband (byzant. Patzinakiten, lat. Bisseni, ungar. Bessenyök), der laut Großem Brockhaus erstmals für das Jahr 834 als nördlicher Anrainer des Kaspischen Meeres genannt wird. Kaiser Konstantin kannte auch ihre Stammesnamen. Für die drei führenden Stämme galt auch der Sammelname Kángar. Doch dieser Name findet sich bereits im 6. Jh. in syrischen Chroniken, in Schilderungen des Jahres 541. Das *Martyrologium des Mar Grigor* und die *Vita des Mar Aba* berichten, daß der Perserkönig Chusro I. gegen die einfallenden Nomaden namens Changâr rüstete. Prokopios spricht im selben Zusammenhang von Hunnen. Czeglédy zog daraus den Schluß, daß die Petschenegen des 10. Jhs. aus zwei Volkselementen - drei Kangaren- und fünf Petschenegenstämmen - zusammengesetzt waren und daß die Kangaren als Eroberer den petschenegischen Stammesbund zusammenschmiedet hatten.

Der ungarische Stammesbund wurde 889 zum ersten Mal von den Petschenegen angegriffen. Laut Konstantin [adm. 38] hießen die Petschenegen damals Kangar, die Ungarn aber Saward (Sábartoi ásphaloi). Nach ihrer Niederlage sollte sich ein Teil der Ungarn in der Gegend von Persien, ein anderer in Atelkuzu angesiedelt haben. Die Forscher wissen seit lan-

gem, daß sich hier ein Irrtum eingeschlichen hat, da die armenischen und arabischen Quellen bereits lange vor 889 von den Sawarden an der Nordgrenze Persisch-Armeniens sprechen. Czeglédy löst dieses Problem mit der Annahme, daß Konstantins Quelle einen früheren kangarisch-sawardischen Krieg mit dem von 889 verwechselt habe. Nach unserer Zeitkürzungshypothese handelt es sich natürlich um eine Verdopplung desselben Krieges, weshalb Konstantins Darstellung stimmt.

Die ungarische Archäologie heute

Uwe Fiedler hat in einem langen Artikel in der *Zeitschrift für Archäologie* [1994] eine Übersicht über den neuesten Stand in der Archäologie Ungarns gegeben. Es ist das uns altbekannte Bild. Die Hinterlassenschaften der Völker aus dem 6. Jh. (Langobarden, Gepiden, Awaren sowie provinzialrömische Restbevölkerung) sind gut belegt; die Fortsetzung frühawarischer Funde im 7. Jh. und dann wieder die ungarischen Funde ab dem 11. Jh. sind reichlich vorhanden. Dazwischen aber ist vieles unklar. Manche Fundgruppen werden vom 8. bis zum 10. Jh. hin- und hergeschoben; vor allem kann man immer noch nicht definitiv entscheiden, ob Pannonien im 9. Jh. überhaupt besiedelt oder doch durch die Karolinger in die sogenannte Awarenwüste verwandelt worden war. Der Hintergrund dafür ist klar: Die Funde reichen einfach nicht aus, um die Jahrhunderte in allen Regionen des Karpatenbeckens auszufüllen.

Versucht wurde dies, indem zwei weitere Landnahmen auf der Zeitachse verankert wurden. Ungarische Archäologen setzten eine onogur-bulgarische Landnahme in Siebenbürgen auf 670; kurz darauf, gegen 700, soll die Ansiedlung des sogenannten Ranken- und Greifenvolkes erfolgt sein. Es mußte nach Ornamentbefunden benannt werden, weil den byzantinischen Chronisten des Frühmittelalters - Theophanes, seinem Fortsetzer und Nikephoros Patr. - diese Vorgänge und die zugehörigen Volksnamen verborgen blieben.

Da die Ansiedlung von 670 mit der bulgarischen Überschreitung der Donau (von mir auf 584 datiert) im Zusammenhang steht, hatte ich - bei Streichung von ca. 300 Jahren - vorgeschlagen, das nachfolgende Ranken- und Greifenvolk mit den Ungarn der Landnahme von 895 zu identifizieren [Zeller 1993]. Damit fallen nunmehr drei Geschehnisse ineinander und ins letzte Jahrzehnt des 6. Jhs., die bislang separat geführt worden sind: das

Eindringen der drei späteren Teilstämme der Awaren um 598, die Ansiedlung des Ranken- und Greifenvolks um 700 und die Landnahme der Ungarn um 895. Damit reduziert sich die Vielzahl herumziehender Völkerstämme auf ein sinnvolles Maß; die Archäologie aber kann für den gekürzten Zeitraum endlich genügend Funde vorweisen.

Literatur

- Darkó, E. (1921-25): "Zur Frage der urmagyarischen und urbulgarischen Beziehungen"; in *Körösi Czoma Archivum*, Budapest 1, 292-301
- Fiedler, U. (1994): "Zur Datierung der Siedlungen der Awaren und der Ungarn nach der Landnahme. Ein Beitrag zur Zuordnung der Siedlung von Eperjes"; in *ZfA* 28, 307-352
- Grégoire, H./ Orgels, P. (1954): "Les invasions russes dans le Synaxaire de Constantinople"; in *Byzantion* XXIV 141-145
- /- (1954a): "L'invasion hongroise dans la 'Vie de Saint Basile le Jeune'"; in *Byzantion* XXIV 147-154
- /- (1954b): "La guerre russo-byzantine de 941"; in *Byzantion* XXIV 155f
- Illig, Heribert (1994): *Hat Karl der Große je gelebt?*; Gräfelting
- Kmoskó, M. (1921-25a): "Die Quellen Istachri's in seinem Berichte über die Chazaren"; in *Körösi Czoma Archivum* I, 141-148
- (1921-25b): "Araber und Chazaren"; in *Körösi Czoma Archivum* I, 280-292, 356-368
- Konstantin Porphyrogennetos (o.J.): *De administrando imperio*; Graz (10. Jh.)
- László, G. (1970): *Steppevolker und Germanen*; Wien · Budapest
- Moravcsik, G. (1958): *Byzantinoturcica*. 2 Bände; Berlin
- Pohl, W. (1988): *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567-822 n. Chr.*; München
- Togan, A.Z.V. (1941-43): "Völkerschaften des Chazarenreiches im neunten Jahrhundert"; in *Körösi Czoma Archivum* III, 40-76
- Vernadsky, G. (1939): "Lebedia. Studies on the Magyar background of Kievan Russia"; in *Byzantion*, Brüssel, XIV 179-203
- Zeller, M. (1993): "Die Steppenvölker Südost-Europas"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* V (1) 55

Hinweis auf ein merowingisches Manuskript

Paul C. Martin

Am 5. Dezember 1995 versteigerte Sotheby's ein Bifolium (Abb.) aus einem "Ambrosiaster" über den 2. Brief des Paulus an Timotheus in merowingischer Schrift (Ambrosiaster sind Paulus-Kommentare, die Erasmus von Rotterdam dem Hl. Ambrosius zugeschrieben hat). Das Fragment soll in der zweiten Hälfte des 8. Jhs. in Nord- oder Nordostfrankreich entstanden sein. Das Auktionshaus, dessen Handschriftenabteilung unter Dr. Christopher de Hamel als weltführend gilt, schreibt:

"Selbst winzige Fragmente von nordeuropäischen Manuskripten des 8. Jhs. sind außergewöhnlich selten und außerhalb alter öffentlicher Bibliotheken fast unbekannt" [Übersetzungen PCM].

Die traditionelle Forschung führt dies auf die "karolingische Schriftreform" zurück, die von Amts wegen die merowingische Unziale durch die "schönere", karolingische Minuskel ersetzt hat [vgl. Illig 1994, 52].

Merowingische Manuskripte gelten in der Wissenschaft als selten, weil sie als "nicht mehr lesbar" dem Vergessen und der Vernichtung anheimfielen. Die Unlesbarkeit wird üblicherweise mit Buchstabenvarianten begründet. Das "a" erscheint in dem Ambrosiaster wie auch in anderen vergleichbaren Manuskripten aus dem 8. Jh. in drei Formen: als "cc", als "oc" und als "ic"; das "o" erinnert an ein "d", "s" und "r" gleichen einander, das "t" dem "p" usw. (vgl. den "Corbie-Typ" in Rom und Paris Vat. Reg. Lat. 316 und BN. ms. lat. 7193, so Bischoff/ Brown 1992, 297). De Hamel folgert:

"Dieses Fragment zeigt graphisch die Notwendigkeit [!, PCM] für Karl des Großen durchschlagende Schriftreform in Frankreich" [Sotheby's 14].

Nun wurde das Sotheby's-Fragment offenbar mehrmals gebunden, und es trägt oben auf jeder Seite den Zusatz "Ad Timoth. ii a" von einer Hand des 12. Jhs. De Hamel schreibt:

"Das Bemerkenswerte sind die Kolummentitel von einer Hand aus dem 12. Jh. Sie zeigen nicht nur, daß der Band damals noch in einer Bibliothek stand, sondern sie folgen auch dem Text Seite für Seite. Mit anderen Worten: Die Besitzer benutzten das Buch noch immer und, noch wichtiger, sie konnten noch immer merowingische Kursive lesen, 400 Jahre nach ihrer Unterdrückung" [Sotheby's 14].

Die Notwendigkeit, wenn nicht gar die Existenz einer "karolingischen Schriftreform" ist demnach offensichtlich zu bestreiten.

Unhaltbar ist die angebliche, zur Unlesbarkeit führende Buchstabenvielfalt. Ganz im Gegenteil ist die Kontinuität der Schriftmerkmale auffällig. Weiter angestellte, kurze Handschriftenvergleiche, etwa mit dem *Liesborner Evangeliar* (Nordwestdeutschland, 10. Jh.) aus der Sammlung Estelle Doheny (versteigert bei Christie's am 2. Dezember 1987) oder einer Unziale aus Westfranken 9. Jhs. mit der römischen Capitalis monumentalis vom Grabstein eines Flötenspielers aus spätaugusteischer Zeit oder der Capitalis quadrata aus einer Pergament-Handschrift aus Vergils *Aeneis* und *Georgica* aus dem 3. bis 5. Jh. [Stiebner/Leonhard 32] zeigen beinahe deckungsgleiche Buchstaben. Ähnliches gilt auch für die römische Papyrus-Kursive (1. bis 2. Jh.) und die Unzialis aus den Quedlinburger Italafragmenten (4. Jh.; Moog 35) mit einem Blatt der Bibel (Buch der Richter, England 1. Hälfte des 9. Jhs.; Doheny, Lot 137) und einem Manuskript Gregors I., enthaltend u.a. auch ein "Gebet für Kaiser Karl den Großen" (Merseburg?, 2. Hälfte des 10. Jhs.; Doheny, Lot 138).

Diese wenigen Beispiele belegen bereits, daß Schriftdatierungen vor dem Aufkommen der gotischen Minuskel (13. Jh.) willkürlich und fragwürdig sind. Die Datierung früher Schriften muß gänzlich neu angegangen werden. Die Existenz einer bewußt herbeigeführten "karolingischen Schriftreform" wird bestritten.

Literatur

- Bischoff, B./ Brown, V./ John, J.J. (1992): *Addenda to Codices Latini Antiquiores*, *Medieval Studies*, LIV
- Doheny = The Estelle Doheny Collection, Part II (1987), Christie's, London (Versteigerungskatalog)
- Illig, Heribert (1994): *Hat Karl der Große je gelebt?*; Grärfelfing
- Moog, Berthold (1966): *Kleine Geschichte der abendländischen Schrift, Satz und Schrift*; 8. Folge, Heft 17/1966; Frankfurt/M.
- Sotheby's = Western Manuscripts and Miniatures (1995), Sotheby's; London (Versteigerungskatalog Sale LN5691)
- Stiebner, Erhardt/ Leonhard, Walter (1977): *Bruckmann's Handbuch der Schrift*; München

Dres. Paul C. Martin BILD Chefredaktion 20350 Hamburg POB 3410

Zwischen Würm und Würmeiszeit

Ein katastrophischer Rundgang bis ins Mittelalter

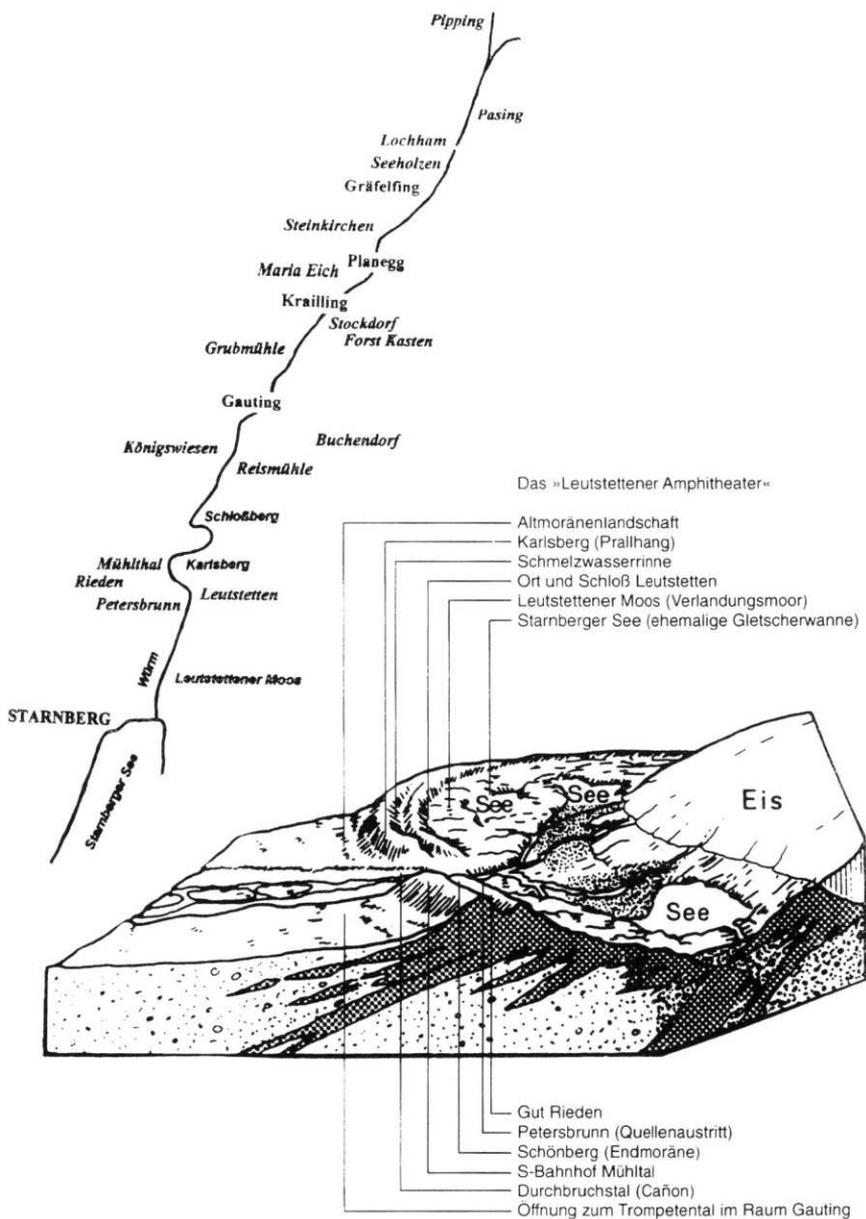
Heribert Illig

Auslöser für diesen Artikel und den vorangegangenen Vortrag war der Umstand, daß das *Zeitensprünge*-Jahrestreffen 1995 in Gräfelfing bei München, also im Würmtal stattgefunden hat. Diese Würm ist nicht gerade ein Strom wie der Nil, mißt aber dennoch 35 km und führt ähnlich viel Wasser wie der Jordan heute. Sie ist im Grunde nur der Abfluß des Starnberger Sees, der bis 1962 offiziell "Würmsee" hieß und der ohne nennenswerten Zufluß auskommen muß. Die Wasser der Würm tangieren das ausufernde München, später - trauriger Schlußpunkt - das KZ Dachau, um flußendlich in die Amper, von dort in die Isar zu fließen. Die gute Hälfte erreicht allerdings die Isar auf anderen Wegen, nämlich auf 50 Kanalkilometern, über die alle großen künstlichen Wasserflächen in und um München gespeist werden: die Wassergräben der Blutenburg, die barocken Wasserkünste der Schlösser Nymphenburg und Schleißheim, der See neben dem Münchner Olympiastadion und etliche Münchner Freibäder. Auch technische Kuriositäten säumen die Würmwasser: Seit 1892 läuft ununterbrochen ein Pumpenwerk des Würmtal-Zweckverbands, um Trinkwasser in Hochbehälter zu heben; die 20 m hohe Föntane vor Schloß Nymphenburg wird von Wassermaschinen (um 1850) erzeugt, die zu den ältesten erhaltenen, in Metall ausgeführten Maschinen Deutschlands gehören; im "Königlich bayerischen Flugplatz Schleißheim" schließlich hat sich das älteste deutsche Flughafengebäude (1912) erhalten [Ongyerth 43, 105, 147].

Mittelalterliches Vorspiel

10 km südlich von Gräfelfing liegen dicht beieinander die Endmoränen der letzten beiden Eisvorstöße. Die Natur ist hier in einer Weise geformt worden, wie sie nicht nur den Wittelsbachern gefällt, denen das Schloß Leutstetten gehört.

"Geradezu klassisch ausgebildet ist der Endmoränenwall der Würmsee-gletscherzunge. Wie in einem Amphitheater, wo die Sitzreihen sich zum Bühnenraum hin öffnen, so runden sich die Moränenwälle um das Leutstettener Moos (den verlandeten Nordzipfel des Würmsees) und



Der Würmverlauf ab dem Starnberger See und das Leutstettener 'Amphitheater' als "Idealmodell einer 'glazialen Serie'" [Ongyerth 158, 163]

führen den Blick über Starnberg und Percha hin zur weiten Fläche des Sees und zur Gebirgskulisse der Alpen im Hintergrund. Bei Leutstetten beginnt die einzigartige *Mühltalschlucht*. Sie ist das Durchbruchstal der Schmelzwasser durch die Endmoränen. Heute rauscht die Würm in malerischen Kehren durch diese trotz ihres dichten Baumwuchses anmutige Enge" [Gerndt 111].

In dieser Gegend werden drei Stätten angesiedelt, in denen Karl der Große geboren worden sein soll: auf der hier beginnenden Schotterebene die Gautinger Reismühle, die Karls Wiege und auch sonst nichts Mittelalterliches besitzt; 'gleich nebenan' die Untere Mühle im Moränendurchbruch der Würm sowie die Karlsburg, deren überaus spärliche Überreste oberhalb zu finden sind. Bekanntlich ist die bayerische Geburt von Karl dem Großen von dem Humanisten Ulrich Fuetrer erfunden worden, als er 1481 für die Wittelsbacher eine *Bairische Chronik* schrieb [vgl. Illig 1994a, 313]. Die urkundlichen Nennungen bestätigen dies indirekt. Denn die Burg auf dem Karlsberg wird erstmals 1171/72 genannt, den Begriff "Carlspurg" prägte der Kartograph Philipp Apian 1560 auf seinen Karten, und die Reismühle wird erst 1281 archivalisch genannt [Ongyerth 47]. Dazu gehört auch eine Facette der Karlsruhläubigkeit der Kunsthistoriker. Vorbemerkt will sein, daß München erst 1158 urkundlich genannt wird und kaum einen romanischen Überrest besitzt.

"1816 hatte der Besitzer des Schlosses am Karlsberg einen Marmorobelisken zu Ehren Karls des Großen errichten lassen. Ihm beige stellt wurde eine künstliche Ruine aus Abbruchteilen des 'säkularisierten' und abgetragenen Münchner Franziskanerklosters, so daß sich 'römisch-dorische Kapitäle' auf dem Karlsberg befanden. Schon 1914 wurden diese prompt als 'merowingisch-karolingisch' deklariert. Bis zur Klärung der Herkunft der Bauteile um 1952 lebten die Karlserinnerungen neu auf" [Ongyerth 47].

Das Würmtal soll etwas nach -4000 von den ersten Acker- und Gartenbauern besiedelt worden sein. Die ersten archäologischen Spuren stammen jedoch erst aus dem -2. Jtsd. [Ongyerth 9]. Damals in der Bronzezeit wurden 'Hügelgräber' angelegt, so auch im Gräfelfinger Ortsteil Lochham. In der beginnenden Eisenzeit werden erst die Kimmerier, dann die keltischen Vindeliker in dieser Gegend vermutet [Baer 2]. Schon damals bekam der

humiste postionē meā similē forasimontes
inuilla sleh dorf nuncupante & inhofahā
& inuilla quae dir sindolues dorf. Similē
& inkeisingas omnē terminū nr̄m ita in
augm̄tum iustitiae frugi adduxi inuilla
pasingas & grefoluunga dicente & postio
nē nr̄am in pago rotah gauuue inuilla
quae dir kustana iuxta fruen flumine
sic nuncupante ita ob consuetudine uilla
ita appellari nam & non parimodo pagum
desertū quem uualhogoi appellamur cū
lacu subiacente & piscatione & infra
fluente isura ad ipsum locū quae ad tin
gere uidebatur om̄s p̄dictas uillas & in ea
rū termino quicquid nob̄ in postionē eue
nerat tam liberis quā colonis & seruibus
casas custes iumentis p̄codib; alpiscis
aquis earumq; decursib; molendinis
pratas pascua culturas testminos om̄s
cum utensilib; frum. & calippoum uasq;

Erste Nennung von Grefoluunga unter dem 29. Juni 763 im Urkundenbuch des
Hochstifts Freising, niedergeschrieben 'zwischen 820 und 848' [Baer 6, Abb. 6].

Zum Vergleich mit merowingischer Schrift s.S. 192

Fluß mit Würmina jenen Namen, der mit "schnellströmend" übersetzt wird. Glaubte man früher an einen keltischen Namensursprung, läßt man das Wort heute "aus einer vorkeltischen alteuropäischen Sprachschicht" stammen [Ongyerth 1995, 7].

Die Römer gliederten das Gebiet anno -15 in ihre Militärprovinz Raetia secunda ein, hinterließen aber relativ wenige Spuren entlang der Würm. Noch die meisten kann Gauting vorweisen; dieser einstige Posten kontrollierte den Würmübergang der wichtigen Salzstraße zwischen Iuvavum (Salzburg) und der Provinzhauptstadt Augusta Vindelicorum (Augsburg) sowie die Abzweigung nach Brigantium (Bregenz) und damit zum Oberrhein [Baer 3].

Mit dem Verblässen römischer Macht drangen germanische Stämme vor, doch es war das bunte Mischvolk der Bajuwaren, das sich hier ab dem 5. Jh. ausbreitete. Ortsnamen mit -ing-Endung sollen von dieser ersten Besiedlung stammen und auf örtliche Oberhäupter verweisen. Demnach lebten in den Würmorten Gräfelting, Gauting, Krailling, Pasing, Pipping und Menzing die Leute von Grawolf, Godo, Krailo, Paoso, Pippin und Menzo [Ongyerth 9] - nun denn. Das eigentliche Problem liegt eher darin, daß sich die Landnahme keineswegs nur dem späten 5. und dem 6. Jh. zuweisen läßt, sondern auch ins 7., 8. und sogar 9. Jh. datiert wird, ein Ärgernis, das mit Formulierungen wie "der im 8. Jahrhundert abgeschlossenen bajuwarischen 'Landnahme'" kaschiert wird [Ongyerth 9]. Hier wirkt das Streichen von Phantomjahrhunderten sinnstiftend.

Gräfelting bezieht sein Selbstverständnis aus vier karolingerzeitlichen Urkunden, die 763 ("Grefoluinga" im Freisinger Urkundenbuch), 800 ("Grefolving"), 802 ("Grefolvinga") und 859 ausgestellt worden sein sollen. Angesichts des hohen Alters hat es bei der 1200-Jahr-Feier wenig verwundert, daß nach 859 der Ort für 350 lange Jahre in keiner weiteren Urkunde mehr erwähnt wird. Erst 1206 taucht er im Matrikelbuch der Freisinger Bischöfe wieder auf, nun als Greffolting.

Die Würm als Eiszeitzeuge

Geologie und Biologie führen das Quartär als viertes Erdzeitalter und sind auf vielnullige Altersangaben stolz. Das Quartär setzte ihnenzufolge vor 2.400.000 Jahren ein. Es besteht zu 96 % aus dem Pleistozän, also aus dem "Großen Eiszeitalter" oder Diluvium (das früher die Sintflut bezeichnete);

nur das allerletzte Jahrzehntausend wird als Holozän, Nacheiszeit oder Alluvium separat geführt.

Seit Jahrhundertbeginn hat sich die Gliederung der Eiszeiten von Albrecht Penck durchgesetzt: vier Phasen werden alphabetisch aufsteigend nach vier Flüssen benannt, an deren Ufern sich jeweils eine Eiszeit besonders schön nachweisen läßt: **Günz, Mindel, Riß** und **Würm**. Es gelang dann bald, die letzten drei mit den norddeutschen Vereisungen Elster, Saale und Weichsel zu synchronisieren. Der in Gräfelfing lebende Geomorphologie-Emeritus Ingo Schaefer hat ab 1957 die mehrstufige Biber-Eiszeit vor und die Paar-Eiszeit zwischen die vier Lehrbuchrubriken geschoben [Hantke 18, 579, 653]. Trotz voranschreitender Feingliederung - etwa Biber, Donau, Günz, Haslach, Mindel, Paar, Riß, Würm und weitere regionale Schotterstufen -, die den Grobraster 'Eiszeit' bis zur Unkenntlichkeit verwässern, steht die Würm noch immer für die letzte Vereisungsperiode in Europa. Diese reicht vom tertiären Jungpleistozän bis ans Ende der Altsteinzeit. In absoluten Zahlen soll sie gegen -100.000 eingesetzt haben; das Hauptwürm, so der Fachterminus, begann gegen -23.000, um bis rund -10.000 oder exakt bis -8.320 zu dauern [Haunschild/Jerz 139, 149].

Innerhalb des Quartärs gibt es eine interessante Verwerfungslinie. Während die Geologie den Eiszeiten sehr viel Aufmerksamkeit widmet, führt die Nacheiszeit ein Schattendasein. So nennt das jüngste Beiheft zur *Geologischen Karte von Bayern* rund 350 Titel für die Zeiten vom Kambrium bis heute, doch davon behandeln nur 7 auch postglaziale Phänomene.

Dieses Desinteresse könnte sich daraus erklären, daß der Begriff Alluvion geologisch gesehen Anschwemm- und Ablagerungsvorgänge bezeichnet, die im Laufe eines geologischen Wimpernschlages stetig, um nicht zu sagen eintönig und kaum merklich das Oberflächenrelief verändern. Die *Geologische Karte von Bayern* nennt

- fluviale Umlagerungen, sprich Kies- und Sandablagerungen,
- Ausfällungen von Kalktuff und dem sogenannten Alm,
- Absetzen von limnischen Sedimenten wie Kalkmudde und Seekreide,
- organische Bildungen als Nieder- und Hochmoortorf.
- "Dazu kommen Vorgänge wie Schwemmfächer- und Hangschuttbildungen, Bodenabspülungen (z.B. nach Rodungsphasen), Bergstürze und Hangrutschungen (Spät- und Postglazial), Auflandungen in den Talauen nach Überflutungen, u.a." [Haunschild/Jerz 149]

und späterhin große Schotteransammlungen, womit alle Steine gemeint sind, die kleiner als kopfgroß aus den Bergen herausgespült werden.

Die Katastrophisten Gams und Nordhagen

Immanuel Velikovsky, diesem schleppenden Gang der Dinge abhold, hat in *Erde in Aufruhr* [193] ein Buch zitiert, das mir allerdings erst auf dem Umweg über Wels und Wien, über den verstorbenen Urwegforscher Herbert Reichel, über Lee Reichel und Peter Mikolasch ins Bewußtsein getreten ist. Der Biologieprofessor Helmut Gams und sein Mitautor Rolf Nordhagen [= G/N] schrieben bereits 1923 über *Postglaziale Klimaänderungen und Krustenbewegungen in Mitteleuropa*. Obwohl Gams in München lehrte und das Buch in München erschien, ist es hierzulande kaum auffindbar, selbst die Bayerische Staatsbibliothek besitzt es nur als Mikrofiche. Die *Erläuterungen zur Geologischen Karte von Bayern* [Haunschild/Jerz 1981] führen das Werk bezeichnenderweise nicht auf. Wer den Namen Gams überhaupt finden will, muß schon bei René Hantkes *Eiszeitalter*-Kompendium [1983, 98] das Kleingedruckte durchstöbern, um einen 30 Jahre späteren Beitrag über interglaziale Vegetations- und Klimageschichte zu finden.

Mit Sicherheit ist das Buch nicht versehentlich ins fachliche Abseits geraten. Der eigentliche Grund dafür ist bereits im Vorwort zu finden. Denn für Gams und Nordhagen verläuft das Jahrzehntausend nach der Eiszeit keineswegs eintönig, sondern bis in die Hochkulturzeit hinein ausgesprochen katastrophisch:

"Der bisherige Skeptizismus gegenüber großen postglazialen Veränderungen ist dem zu vergleichen, der auch der Veränderlichkeit der Elemente, der Erdlage im Planetensystem, der Kontinente und ihrer Gebirge und schließlich derjenigen der organischen Arten entgegengebracht worden ist. Er beruht auf dem tiefeingewurzelten Hang zum Starren, Absoluten im Gegensatz zum Veränderlichen, Relativen. Die Starrheitsdogmen sind zwar stets von den höchsten Autoritäten gestützt worden, aber die Natur hat schließlich immer noch Heraklit ['Alles ist im Fluß'] und nicht Parmenides Recht gegeben. Der Sturz eines jeden dieser Dogmen hat eine Fülle neuer und fruchtbarer Forschungen hervorgerufen" [G/H 16],

weshalb die Autoren dafür plädieren, die "großen Veränderungen" bei "Klima und Boden in postglazialer Zeit" gründlich zu studieren, um "die

Geschichte der heutigen Lebewelt, ja selbst der menschliche Besiedelung" besser zu verstehen [G/H 17]. Auch bei ihrer "Zusammenfassung der Ergebnisse" [G/H 283f; dito 129] weisen sie unmißverständlich auf die Gründe hin, derentwegen Geologen, Biologen, Archäologen und Geographen allzurassch vorläufigen Schemata vertrauen und nicht mehr weiterdenken.

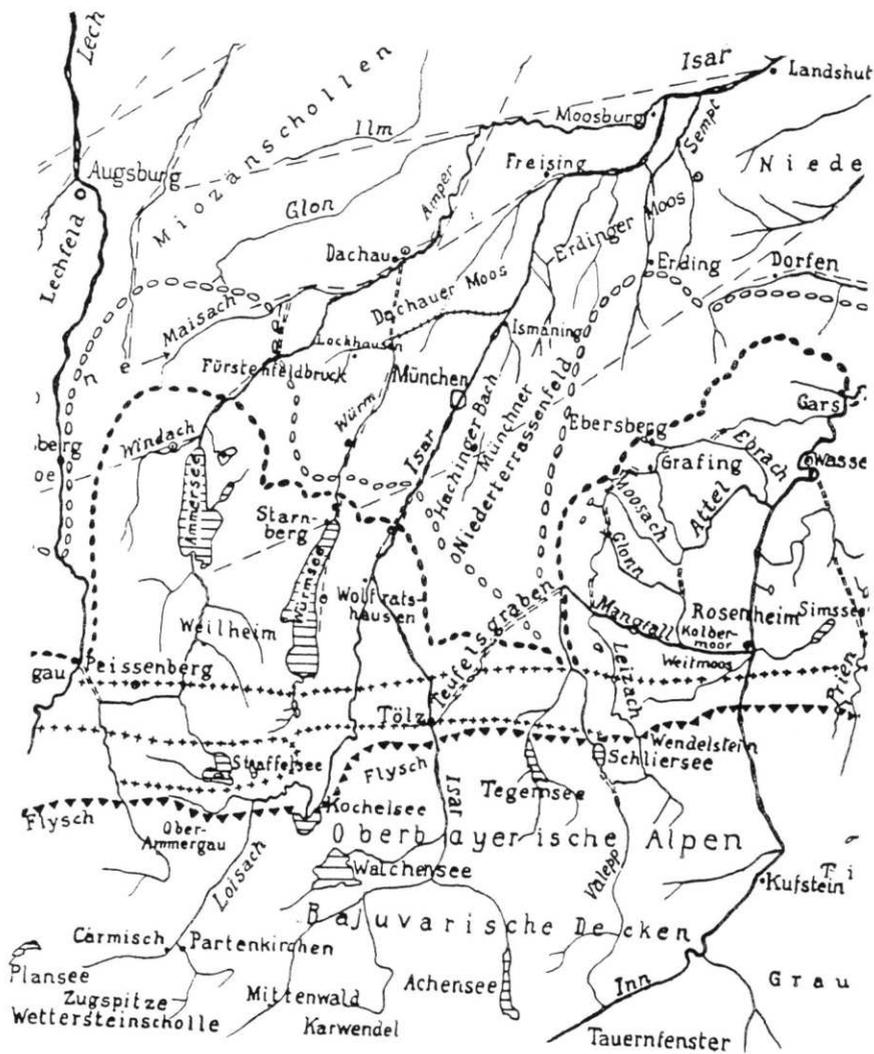
Gams und Nordhagen haben nun mit viel Geduld teils eigene Studien im nördlichen Alpenvorland betrieben, teils europaweit Befunde über Seen und Flüße, Moore und Steinbrüche zusammengetragen. Ihr Ziel war es, Klimaumbrüche zwischen Eiszeitende und Gegenwart zu belegen, die teils allmählich, teils abrupt Europa beeinflußten. Sie zielten deshalb auf eine relative wie - dank archäologischer Befunde in Mooren und Seen - auf eine absolute Chronologie hin. Natürlich waren sie von den Daten behindert, die seit Jahrhundertbeginn ziemlich unverändert für das Eiszeitende und die verschiedenen Kulturstufen im Umlauf sind, aber sie stießen zu der Erkenntnis vor, daß wesentliche Klimaumschwünge erst in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit passiert sind und ganz andere Auswirkungen hatten als nur säkulare Veränderungen im Millimeterbereich. Drei Beispiele aus der Gegend rings ums Würmtal verdeutlichen die Arbeitsweise der beiden Katastrophisten, wobei allerdings sämtliche Detailbeweise anhand Moorvegetation und sonstiger Flora übergangen werden müssen.

Der **Ammersee** ist als friedliches Gewässer bekannt, dessen Wasserspiegel heute bei 534 m Meereshöhe liegt und der maximal 79 m Tiefe mißt [G/N 20-34]. Seine oberste Strandlinie findet sich jedoch in 600 m Höhe und bezeugt einen 66 m tieferen und damit ungleich größeren See. Hier tritt ein Phänomen hinzu, das beim bolivianischen Titicaca-See für größtes Aufsehen sorgt, aber vor der eigenen Haustür niemanden interessiert: Die obersten Strandlinien laufen nicht waagrecht! Da sie heute von Süd nach Nord von 600 auf 560 m fallen, Wasser aber waagrecht der Oberfläche zuneigt, ist der Schluß zwangsläufig, daß hier das Terrain und damit der See gekippt worden ist. Die Autoren sprechen hier vorsichtig nur von einer "postglazialen Störung" [G/H 32], obwohl ihre weiteren Ausführungen klarmachen, daß dieses "postglazial" ins -1. Jtsd. fällt (s.u.). Die Wissenschaft ignoriert (wohl deshalb) diese hohen Strandlinien und läßt als maximales Niveau nur 558 m gelten [Gerndt 1976, 103].

Der **Starnberger See** [G/H 40-43] liegt heute mit 584 m deutlich höher als der benachbarte Ammersee, wie er auch früher mit 612 m höher lag (Heutige Wissenschaft gesteht ihm nur ein Maximum von 599 m zu [Gerndt 103]). Wiederum liegen die Höchststände nicht bald nach dem Eiszeitende, obwohl die Gletschergrößen bereits im frühen Postglazial etwa den heutigen entsprochen haben, die Abschmelzphase also früh zu Ende ging [Haunschild/ Jerz 151]. Die Pfahlbauten auf der Roseninsel belegen, daß zu Beginn des -2. Jtsds. herkömmlicher Datierung der Seespiegel 2 m tiefer lag als heute. Rings um den See sind Verwerfungen zu beobachten, die quer wie längs durch den See laufen und maximal 30 m an Höhe messen [G/H 40] - unwiderlegliche Zeugnisse für postglaziale Erschütterungen des ganzen Gebietes und zugleich Hinweis auf eine Beckenentstehung weniger durch Gletschereinwirkung als durch einen jungen Grabenbruch [G/H 40f].

München liegt auf einer weiten **Schotterebene**. Ihr Dreieck umfaßt 1.485 qkm und wird auf zwei Seiten von den Moränenriegeln der Ribbeiszeit begrenzt. Auf 70 km Länge senkt sie sich von 700 im Süden (Holzkirchen) auf 415 m im Norden (Moosburg) ab, während die Mächtigkeit der Schotter von 70 m allmählich gegen Null geht. Dieses Gefälle von 2 bis 7 ‰ ist deutlich größer als das einer normalen Anschwemmung und auch größer als das der umrahmenden Tertiärtafel. Deshalb mutmaßten damals Gelehrte, daß diese - abgesehen von Flußeinschnitten wie dem Würmtal - vollkommen ebene Fläche erst nachträglich so schief gestellt worden ist [G/H 44]. Spätere Forscher sprachen nicht von Kippung, sondern abwechselnd von Hebung oder Senkung, aber immer für ferne Zeiten [Hantke 28; Gerndt 139].

Wenn wir Gams und Nordhagen folgen, ist die Fläche erst nach dem Abschmelzen der Gletscher im späteren Postglazial verkippt worden. Offen bleibt, ob dieser tektonische Vorgang in so später Zeit erfolgt ist wie das Kippen der beiden benachbarten Seen. Dieses hat sich - laut dem Zeugnis des Ammersees - nach -850 ereignet [G/N 304]. Demnach ist die Erdoberfläche in dem 'Jahrzehntausend' nach der Eiszeit lebhaft umgeformt worden. Doch im Holozän dauert das Vorrücken des geologischen Uhrzeigers nicht Jahrtausende, sondern Jahrzehnte. Artefakte beweisen, daß sich diese vielen 'Kleinkatastrophen' nicht irgendwann in einem endlosen Mesolithikum abgespielt haben, sondern 'fast gestern', nämlich in Bronze- und Eisenzeit, in Anwesenheit der Römer und sogar erst im frühen Mittelalter.



- Schollenverwertungen im Quartär, Tertiär und am Jurarand
 - ▼▼▼ Alpenrand
 - ++++ Molasseantiklinalen
 - ===== Trockentäler
 - Würmendoränen
 - Mineralquellen
 - Rißendoränen
- 0 10 20 30 40 50 Km

Ausschnitt aus der Übersichtskarte der schwäbisch-bayerischen Hochfläche von H. Gams [Gams/Nordhagen nach S. 60]

Wir erforschen nun das Bild im einzelnen, das Gams und Nordhagen festgehalten haben. Vorauszuschicken ist, daß die beiden 'Aufständischen' zwar viele Zweifel anmelden, nicht aber an den Eiszeiten. Eine zu deutliche Sprache sprechen für sie Gletscherschliffe, Moränen und die Findlinge. Es handelt sich dabei um gewichtige Gesteinsbrocken, die nicht aus ihrer Umgebung stammen, sondern von weither verbracht worden sind. Die Findlinge des Alpenvorlands entstammen häufig dem Urgestein der Zentralalpen, während die Findlinge in Polen, Nord- und Mitteldeutschland skandinavischen Ursprungs sind. Wer die Findlinge nicht auf Gletscherströmen transportiert sieht, sondern auf Wasserkräfte vertraut, müßte Kataklysmen gigantischen Ausmaßes bemühen. Gams und Nordhagen erwähnen zwar 'nur' 25 cbm große Findlinge südöstlich von Rosenheim [G/H 79], aber der größte erratische Block Europas ist von anderem Kaliber. Nordöstlich des Bodensees, 20 km von Lindau entfernt, dient der Findling von Ellhofen seit Jahrhunderten als Steinbruch. Sein Ursprung liegt, mineralogisch genau bestimmbar, 65 km entfernt in der Schweizer Dreischwesterngruppe [Gerndt 100]. Da stellt sich die doppelt biblische Frage: Welche Sintflut wälzte den Stein? Für ursprünglich 4.000 cbm, also für ein Gewicht von vielleicht 10.000 Tonnen reicht eine Flutkatastrophe bei weitem nicht aus.

Wandel der Landschaft

Den Ausflüglern an den oberbayerischen Seen ist nicht bewußt, was ihnen hier für ein Freizeitparadies verlorengegangen ist. Zwischen Bodensee und Salzburg breiteten sich einst Wasserflächen aus, die uns kaum mehr vorstellbar sind. Allein südlich von München bildeten sich vorübergehend fünf Seen in Größe des heutigen Ammersees, der wiederum mehr als doppelt so groß war. Hinzu kam z.B. auch der Rosenheimer Innsee mit einer ebenso großen Fläche wie heutige Bodensee, von dem aber nur noch 'Erinnerungsposten' zeugen: der Simssee samt ein paar ganz kleinen Seen und mit dem Kolbermoor eines der größten Hochmoore Süddeutschlands [G/N 75, 82]. Ähnliche Restseen sind mancherorts erst 'gestern' verlandet, ähnliche Moore werden gerade erst 'meliorsiert'. Apian hatte im 16. Jh. den Zellsee nahe Wessobrunn in seine Karten aufgenommen; dieser existierte auch im 17. Jh. noch und wird heute als Flurname erinnert. Nicht weit davon entfernt wurde noch 1807 ein See im Lichtfilz kartiert, der sich mittlerweile verabschiedet hat, ein häufiger Vorgang in den Verlandungszonen [G/H 27].

Diese fortwährenden Veränderungen könnten problemlos in einem aktualistischen Bild enthalten sein. Die dramatische Komponente tritt hinzu, wenn die Seen in Zeiten ausgelaufen sind, als die Region schon dichter besiedelt war. Für den heute verschwundenen Tölzer Isarsee stellen Gams und Nordhagen fest:

"Sowohl eine Hebung im Teufelsgraben [...] wie eine Senkung um Tölz könnte den Ausbruch des Tölzer Sees veranlaßt haben. Darin, daß dieser erst in ganz junger Zeit erfolgt sein kann, hat Weiß recht behalten. [...] Diese von Weiß anschaulich geschilderte Katastrophe dürfte erst im letzten Jahrtausend v. Chr. eingetreten sein. Bei Ankunft der Römer waren offenbar der Loisachsee wie der Rosenheimer See schon abgeflossen" [G/H 59].

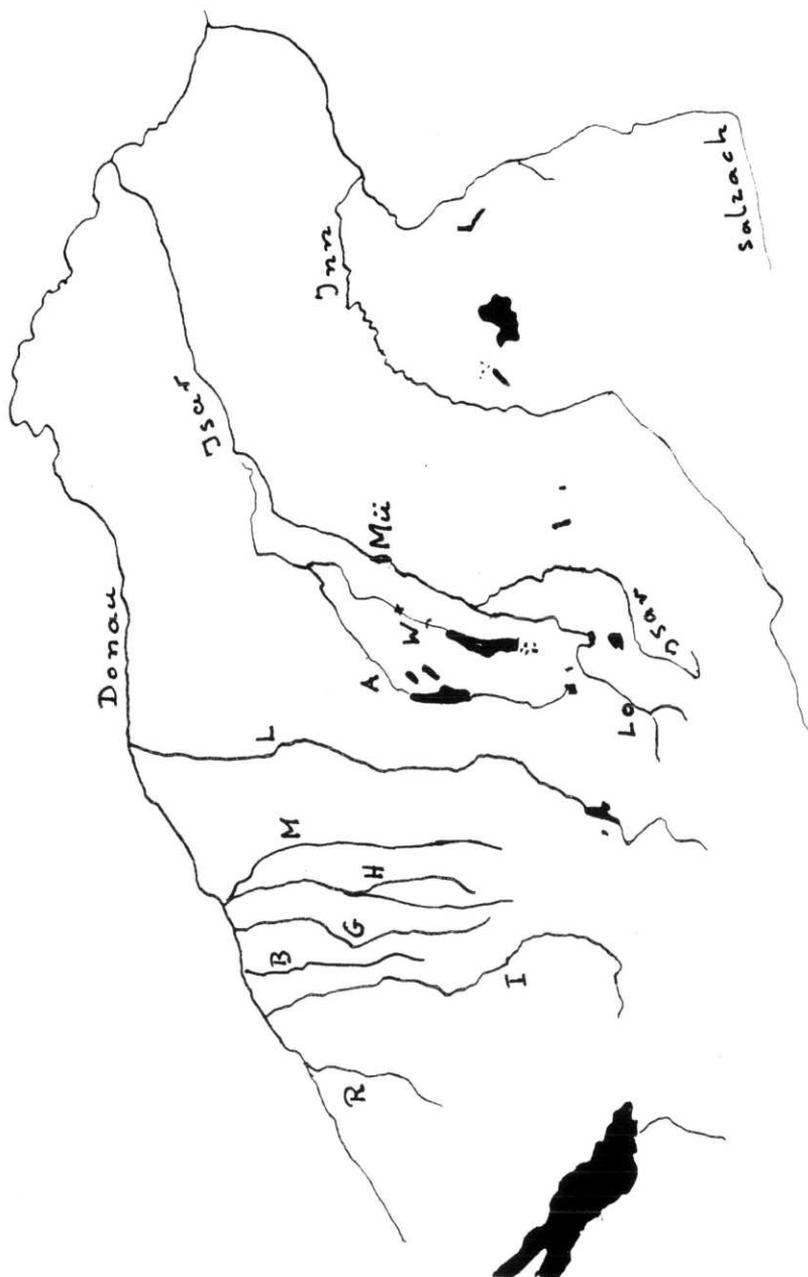
"Dies und die ungefähr 20 m erreichende Mächtigkeit der Seekreide sprechen dafür, daß der Isardurchbruch erst kurz vor der Ankunft der Römer erfolgt sein kann" [G/H 60].

Die übrige Wissenschaft hat sich keineswegs von Gams-Nordhagen und der mächtigen Seekreide beeindrucken lassen. Sie datiert um 8.000 Jahre früher, indem sie schreibt: "als die Schmelzwasser vor etwa 10 000 Jahren den Molassezug bei Bad Tölz durchbrachen" [Gerndt 115].

Schnelligkeit des Wandels

Die beiden Autoren kamen zu ihren Datierungen, weil sie unscheinbare Details nicht nur beachten, sondern auch verknüpfen. Als Ergebnis zeigt sich, daß während des gesamten Entwicklungsganges des Menschengeschlechts Neubildungen an der Tagesordnung waren. So zeigt sich etwa bei Schaffhausen, daß die dortigen **Magdalénienschichten** von mächtigen Sinterbildungen bedeckt sind [G/H 138]. Diese Zeugnisse einer feuchten Periode fehlen in den Höhlen südlich Basel, in denen auf Magdalénien unmittelbar die Waldfauna des Azilien folgt [G/H 138f]. Dieses gehört zum **Mesolithikum**, das als 3.000 oder sogar 3.500 Jahre langer "'Hiatus'" die Autoren immer wieder beunruhigt [G/H 144, 196 224, 248f], ohne daß sie sich dem schon damals geltenden Zeitschema entziehen konnten [s.u.; vgl. Illig 1988, 29, 160; Heinsohn 1996, 94-112]. Heutige Wissenschaft sieht vor lauter Wald nicht mehr die Bäume, sprich die fehlenden Artefakte:

"Am Beginn des Postglazials waren also innerhalb weniger Jahrhunderte fast überall dichte Wälder entstanden, die die Lebensmöglichkeiten



Bayerisches Voralpenland mit heutigen Seen [Zeichnung Illig, nach Gerndt passim]

Bayerisches Voralpenland mit Seen bis ins -1. Jstd. [Zeichnung Illig nach Gerndt]

- | | | |
|---------------|--|----------------------------------|
| A = Amper | | nördlich der Seen die Endmoränen |
| B = Biber | | Mü = München |
| D = Donau | | |
| G = Günz | | |
| H = Haselbach | | |
| I = Iller | | |
| L = Lech | | |
| Lo = Loisach | | |
| M = Mindel | | |
| R = Riss | | |
| W = Würm | | |



des Menschen einschränkten, andere Lebensgewohnheiten entstehen ließen. Möglicherweise konnten in einer Umwelt, die fast ausschließlich aus dichtem Wald bestand, zunächst weniger ein Auskommen finden als im offenen Grasland der vorhergehenden Epochen" [Küster 68].

Dieses Argument ist keines, da ansonsten alle 100 Jahre vorbeikommende Waldläufer die Besiedelungs'kontinuität' aufrecht erhalten hätten, während das Klima stetig besser wurde.

Die meisten Siedlungen des **ältesten Neolithikums** der Schweiz und Süddeutschlands liegen unter $\frac{1}{2}$ -2 m mächtigen Torfschichten begraben [G/H 189]. Dabei haben viele Schweizer Moore ohnehin erst nach der Pfahlbauzeit und zum Teil noch später überhaupt ihr Wachstum begonnen [G/H 123]. Beeindruckend ist übrigens, daß die beiden Verfasser schon damals klar erkannt haben, daß Pfahlbauten nicht im Wasser, sondern an Land standen [G/H 42], während die Wissenschaft seit 1854 von Bauten in Wasser oder Moor ausging und die bessere Version erst nach mehreren Vorstößen allmählich akzeptierte (Oscar Paret 1942; Emil Vogt 1953 [Probst 349]).

Die Lehmablagerungen am Zürichsee beweisen, wieviel Material sich in historisch leidlich faßbaren Zeiten ablagern konnte: 2 m zwischen Neolithikum und **Bronzezeit**, weitere 4 m Lehm bis zu den Römern [G/H 193]. Ähnliches beweist die Charakreide im Gebiet des Tölzer Sees: Sie steht als Ablagerung von erstaunlichen 20 m Höhe an. Gams-Nordhagen schließen daraus auf ein sehr hohes Alter, das aber für Geologen nur ein Mikro-Intervall bilden würde: "Auf jeden Fall muß der See **s e h r l a n g e** bestanden haben, vielleicht gegen 1000 Jahre" [G/H 55]. Nun liegt diese Kreide auf einer 10 bis 30 cm dicken Torfschicht. Nach Prüfung ihrer Bestandteile lautete der Schluß: "Diese Vegetation kann unmöglich in nächster Nähe des Gletschers bestanden haben, sondern muß viel jünger sein" [G/H 56]. Abgleiche mit ähnlichen Torfen in Lochhausen bringen den Beginn der Kreideablagerungen ins späte -2. Jtsd.

Auch andernorts nennen sie zwar hohe, aber keine gigantischen Jahreszahlen. So finden sie an der Moosach 10 m hohen Tuff, in dem sie "schätzungsweise 1200 Jahresschichten" zählen [G/H 71, 74]. Das folgende Profil

- 2,8 m Alm (andernorts zwischen 2 und 3 m)
- 60 cm braune Letten (=Lehm, andernorts auch Torf)
- ganze dünne Almschicht
- Niederterrassenschotter.

konnten sie bei Memmingen erschließen, mit anderen in der Umgebung abgleichen und historisch synchronisieren. Denn in der Lettenschicht ist ein Skelett gefunden worden, das diese Schicht in die **Hallstattzeit** verweist [G/H 64]. Damit ist klargestellt, daß die darüberliegenden Kalkablagerungen in historischer Zeit und damit rasch entstanden sein müssen.

"Wenn unsere schon bei den Osterseequellen geäußerte Ansicht, daß hier Jahresschichten vorliegen, richtig ist, so würde sich für die ganze Almablagerung, da die Schichtdicke von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ cm variiert, eine Bildungszeit von ungefähr 300 bis 500 Jahren ergeben, welche Zahl nach unseren späteren Zeitbestimmungen der Wirklichkeit recht nahe kommen dürfte" [G/H 63].

Damit haben wir bereits die **römische Kaiserzeit** erreicht. Und auch damals hat die Oberflächenveränderung noch kein Ende gefunden. Es werden nicht nur römische Bohlwege gefunden, die von $\frac{1}{2}$ m Torf bedeckt sind (etwa bei Bernau am Chiemsee [G/H 91]), sondern auch Tuffablagerungen, die sich bis zu 12 m hoch **über** römischen Artefakten gebildet haben: 4 bis 5 m im Tuff von Leuzigen, 10 bis 12 m im Tuff von Toffen (beide südlich von Bern [G/H 199]). Bei Monthey am Genfer See tauchte Ackererde samt römischen Ziegeln unter 8 m Schotter auf [G/H 200].

Die Deutungen von Gams und Nordhagen haben den großen Vorteil, daß sie - z.B. für den Ammersee - die Tuffsteinlager bei Huglfing, Polling und Diessen erklären können, die sich nun einmal in einem großen See gebildet haben müssen, aber für das herrschende Erklärungsmodell mit seinem zu niedrigen See einfach 'zu hoch sind'. Die in ihnen enthaltene Waldflora ähnelt jedoch zu sehr der heutigen, als daß diese Tuffe aus inter- oder präglazialer Zeit stammen könnten [G/H 31f].

Moore konnten auch noch in viel späterer Zeit wachsen. Da sich Gams/Nordhagen nicht von altersfreudigen Extrapolationen beeindrucken lassen, die von heutigen und damit sehr mäßigen Moorwachstumsraten ausgehen [G/H 135f], verwerfen sie Entstehungszeiten mit 3.330 oder sogar 20.600 Jahren als viel zu hohe Zahlen [G/H 210], ohne deshalb zu leugnen, daß etwa das Schweizer Krutzriedmoor schon beim Rückzug des würmzeitlichen Gletschers entstand [G/H 124]. Deshalb können sie akzeptieren, daß sich - wiederum im Ammerseebereich - seit dem **16. Jh.** ein 1,8 m hoher Flachmoortorf gebildet haben kann [G/H 32] oder bei Einsiedeln "das

Moorwachstum erst in ganz junger Zeit eingesetzt hat" [G/H 116]. Die mainstream-Seite suggeriert lieber - auch mit spektakulären Moorleichen aus der Bronzezeit -, daß alle Moore nach vielen Jahrtausenden zählen.

"Man kann sich an der Entstehung von Hochmooren modellhaft klar machen, welche lange Zeit der Reifungsprozeß einer Landschaft nach dem Ende der Eiszeit prinzipiell benötigte. Hochmoore gab es am Ende der Eiszeit nicht; die ersten Mooroberflächen wuchsen erst Jahrtausende später aus dem Grundwasserspiegel heraus."

"Ein stabiler Zustand stellte sich in den Hochmooren im Lauf von ein paar Jahrtausenden ein; er hielt sich auch über die Zeitaläufe, in denen der Mensch mehr und mehr das Regiment über die gesamte Landschaft beanspruchte" [Küster 85, 83].

Übergangen wird dabei nicht zuletzt, daß einstige Bohlenwege signalisieren, daß hier Moore ausgetrocknet sind und - in der Bronzezeit wie in der Römerzeit - begehbar wurden [G/H 86], der "stabile Zustand" also ein höchst wechselvoller war.

Zeitpunkte höchster Wasserstände

Die Dramatik verschärft sich noch dadurch, daß die höchsten Wasserstände keineswegs in die Zeit der Gletscherschmelze fallen, wie es immer herrschende Meinung war. Gams und Nordhagen machten nicht nur Pflanzenanalysen von Mooren und Filzen, sondern achteten sehr genau auf menschliche Artefakte in Mooren und Aufschlüssen, wobei sie sehr genau prüften, ob z.B. ein Schwert in waagrecht oder senkrecht Lage gefunden worden und damit datierungstauglich oder -untauglich ist.

Nahe dem Ammersee liegen viele Hügelgräber, deren Situierung bei der von der Wissenschaft vertretenen maximalen Seehöhe (558 m) ohne Bedeutung ist. Gams und Nordhagen fiel dagegen auf, daß die 18 eisenzeitlichen Hügelgräber von Grafrath (letztes Hallstatt und Latène) alle über ihrer maximalen Strandlinie von 600 m liegen. Dagegen liegen die bronzezeitlichen Hügelgräber (bis einschließlich frühes Hallstatt) bei Wilzhofen nahe der 580 m-Isopyse und signalisieren damit einen niedrigeren Wasserstand [G/H 32]. Mit dieser Kultur-Natur-Schau fanden sie zu ihren Maximalhöhen und zu den Klimaumschwüngen im -9. und im +8. Jh.

Ähnlich aussagekräftig in Verlauf und Höhenlage sind Römerstraßen. Sie lassen erkennen, daß in der Kaiserzeit die Seehöhen ziemlich genau der

heutigen Situation entsprochen haben [etwa G/H 194]. Hier war demnach gegenüber der Latène-Zeit eine ganz deutliche Grundwassersenkung erfolgt. Schon in der spätrömischen Zeit begann die Seen erneut zu steigen, was verschiedenenorts auf Bergstürze zurückgeführt worden ist. Aber

"liegt es nicht näher, dieses Steigen, das ja auch an weit entfernten Seen ungefähr gleichzeitig eingetreten ist, auf allgemeinere, also klimatische Ursachen, vielleicht verbunden mit stärkeren tektonischen Bewegungen zurückzuführen?" [G/H 199].

So haben es die Autoren schon beim Ammersee [G/H 32, 34] oder beim Tölzer See [G/H 60f] oder andernorts gefordert [G/H 34, 43, 51, 54, 73, 283], und so ist es beim Bodensee als "Seeschießen" noch heute zu erleben. Gerade das Bodenseebecken ähnelt viel mehr einem jungen Grabenbruch als einem Glazialtrog [G/H 162].

Dieses Steigen soll zu Zeiten Karls des Großen ein Ende gehabt haben. Hier vertrauten die Autoren mangels archäologischer Funde karolingischen Urkunden [G/H 52], die öfters Situationen schildern, die heute nicht mehr gegeben sind, etwa einstige Insellagen. Im Licht der frühmittelalterlichen Phantomzeit sind zweierlei Schlüsse möglich: Die Fälscher haben entweder noch ihren eigenen Augenschein beschrieben oder sie, die ja vielfach erst im 11. und 12. Jh. ihre 'Originale' erzeugt haben, verließen sich auf noch kurante Erinnerungen. Wir können deshalb vielleicht davon ausgehen, daß sich im Schnitt seit 1100 jene Grundwasser- und Seeniveaus eingepegelt haben, die uns Heutigen vertraut sind.

Bevor wir mit der Klimakurve zum eigentlichen Anliegen von Gams und Nordhagen kommen, sei angemerkt, daß für sie der Ötzi nicht zu jenem Widerspruch in sich geworden wäre, der von der Universität Innsbruck zur Weltsensation aufgebauscht worden ist: Gletscherleiche ohne Quetschspuren, ohne Wasserschäden, dafür eingeschrumpelt und gebräunt wie nach einer Lagerung im Pökelfaß; ohne Fraßspuren, obwohl im Freien vom Tod dahingerafft; vom Föhnsturm ausgedörnt, doch anderntags vom Gletscher auf immer begraben; ausgerüstet mit leichtem Gerät, das der Gletscher um keinen Millimeter verschoben hat [vgl. Illig 1993a, 1995]. Die Autoren teilen uns en passant mit, daß der 'Mann aus dem Eis' aus dem Salz kommt:

"In beiden Salzbergen [Hallstatt, Dürrnberg] wurden auch wenige, aber wohlerhaltene Leichen mit Kleider- und Schuhresten (Gewebe aus Wolle, Roßhaar und Flachs) gefunden, so im Dürrnberg 1573 (nach Dükher

bei Kyrle) 'ein Mann neun Spannen lang, mit Fleisch. Bein, Haar, Bart und Kleidung ganz unverwes, jedoch etwas breitgeschlagen, am Fleisch ganz geselcht, gelb und hart wie ein Stockfisch'" [G/H 207].

Klimaentwicklung und Kulturverlauf in Europa

Am postglazialen Klimaverlauf scheiden sich die Geister besonders. Moderne Wissenschaft zeichnet zwar detaillierte Klimakurven für die letzten 20.000 Jahre, will aber trotz des Eiszeitendes nichts davon wissen, daß das europäische Klima Sprünge gemacht hätte. So beobachtet man seit -16.000 eine ganz mähliche klimatische Milderung, eine "Phase der Klima-verbesserung" die etwa 8.000 lange Jahre dauerte [Küster 49].

"Vor etwa 10000 Jahren, um das Jahr 8000 vor Chr., hatten sich in Mitteleuropa ungefähr die heutigen Klimabedingungen eingestellt. Die Erwärmung nach der Eiszeit war damit abgeschlossen. Die Temperaturen und Niederschlagsmengen schwanken seitdem nur noch geringfügig um relativ konstante Mittelwerte, wie sich durch Untersuchungen der in den letzten Jahrtausenden entstandenen Spuren alpiner Gletscherschwankungen zeigen ließ" [Küster 1995, 59].

Es herrscht also mähliches Schwanken innerhalb enger Grenzen. Wir werden gleich sehen, daß Gams und Nordhagen ebenfalls schrittweise Veränderungen konstatieren (die jedoch zu rapiden werden, wenn realistisch datiert wird). Zweimal aber stoßen sie auf abrupte Veränderungen: Im -9. Jh. finden sie einen Klimaumschwung hin zu kalt-feuchten Zeiten, während sie im +8. Jh. eine Wendung hin zum heutigen, trockenen Klima beobachten. Für beide Epochen hält heutige Wissenschaft eine klare Gegenposition.

"Es ist gut möglich, aber noch nicht bewiesen, daß in allen Seen gleichzeitig die Wassermenge abnahm. Wäre dem so, kann man folgern, daß die Zeit um 1000 v.Chr. relativ regenarm gewesen sein mußte und später die Regenmenge wieder zunahm, was die Seespiegel wieder ansteigen ließ. Man hat über eine Wärmeperiode in der Phase der Urnenfelderkultur und einen anschließenden 'Klimasturz' spekuliert; doch in neueren klimageschichtlichen Untersuchungen läßt sich beides nicht deutlich belegen" [Küster 116].

Und auf die rhetorische Frage, ob Klimaschwankungen oder ein Anstieg des Meeresspiegels die Völkerwanderungen und den Übergang zum Mittelalter

ausgelöst und begleitet haben könnten, lautet die klare Antwort:

"Derartige Ursachen sind theoretisch denkbar. Aber katastrophale Klimaschwankungen gab es in der Mitte des 1. Jahrtausends n.Chr. nicht" [Küster 163].

Insofern haben Gams und Nordhagen ihre nachfolgende Klima- und Kultur-tabelle umsonst aufgestellt. Aber sie folgten konsequent ihrer Befunden, die die Klimaentwicklungen auch von Rußland, von den östlichen Mittelmeer-ländern und vom Vorderen Orient, ja selbst von Nordamerika einbezogen. Immer wieder stießen sie auf deutliche und dauerhafte Änderungen der Niederschlagsmengen [G/H 74] und kamen zu dem Ergebnis:

"Der Aufbau der Moore z w i n g t somit zur Annahme von K l i m a -
ä n d e r u n g e n " [G/H 106].

Da sie auch örtlichen Überlieferungen und Sagen ihr Ohr liehen, wurde ihnen zur Gewißheit, daß mindestens "eine Klimaverschlechterung zwar in vorgeschichtlicher Zeit, aber doch zu einer Zeit, da das Land schon stark besiedelt war", eingetreten ist [G/H 126] und daß noch weitere folgten.

Das nachfolgende Tableau zeigt sehr deutlich, daß aktualistischer Trippelschritt einfach dadurch erzielbar ist, daß man mit falschem, nämlich zu grobem, geologischem Maßstab arbeitet. Dann läßt sich als Minimal-änderung bezeichnen, daß sich in Oberbayern die Seeflächen zeitweilig auf das vielleicht Fünffache erweitert haben, daß die Alpen jahrhundertlang fast unpassierbar wurden und der Handel stockte, daß kleine Flüsse als reißende Wildwässer dauerhafte Verkehrshindernisse wurden und ausflie-ßende Seen Umsiedelungen erzwangen.

Postglazialer Klimawandel nach Gams und Nordhagen

(Jahresangaben nach Gams-Nordhagen gemäß anderen Forschern)

-7000 bis -5250 Präboreal und Boreal (warm-trocken):

Erste Moore; in Mitteleuropa "Hiatus", nur an den Küsten Azilien-Übergänge [G/H 251] (Heute Moorentstehung erst ab Atlantikum [Küster 85])

-5250 bis -3500 Atlantisch (warm-feucht):

Diese Periode beginnt und endet langsam. Steigen vieler Seen, starkes

Moorwachstum, starke Tuffablagerung [G/H 294]; Gschnitz-Zeit als letzter Gletschervorstoß (er wird heute wie die Daun-Zeit von den Aktualisten in die späte Würmeiszeit zurückverlegt [Küster 49]).

Älteres Neolithikum, Kjökkenmöddinger, ältere Dolmen [G/H 239], anfangs auch gleichaltrige mesolithische Kulturen.

3500 - 850 Subboreal (warm-trocken):

Langsamer Übergang. Wärmer und trockener als heute [G/H 204]. Lebhafter Bergbau in den Alpen, starker Verkehr über die allerhöchsten Pässe, da Gletscher stark rückläufig, Handel vom Mittelmeer bis zur Nord- und Ostsee. Sinkende Seenspiegel, versiegende Tuffquellen.

Gegen -2350 kurzzeitig Hochwasserkatastrophe, nachweisbar an Bodensee, Schussensee, Federsee etc (Versuch, mit orientalischer Sintflut von -2355 zu synchronisieren [G/H 280, 296]).

Bronzezeitliche Pfahlbauten fast durchwegs tiefer positioniert als die neolithischen [G/H 197]. "In der Zeit der Hügelgräber und Pfahlbauten herrschte allgemein ein niedriger Wasserstand als früher und später" [G/H 67]. Von -1200 bis -900 Höhepunkt von Wärme und Trockenheit in den Alpen [G/H 223], Klimaoptimum, postglaziales Temperaturmaximum [G/H 154, 301]. Keine Pfahlbauten mehr in der späteren Hallstattzeit [G/H 198].

Jüngeres Neolithikum, Ganggräber, Steinkisten [G/H 239], "Blütezeit des Megalithikums" [G/H 250]. Schnurkeramik und Bandkeramik; dazu ab -1500 Bronzezeit bis Hallstatt A und B. Die mit der Sintflut einhergehenden orientalischen Erdbebenwellen finden keine sichere Parallele in Nordeuropa [G/H 297]. Vielfältiger (Handles-)Austausch wirkt erkennbar typennormierend [G/H 218].

Mit dem Subboreal endigt die dreiphasige Warmzeit "plötzlich" [G/H 303].

-850 bis -120 Subatlantisch (kühl-feucht):

Ab -850 *schneller Übergang*. Rasches Ansteigen des Grundwassers, vielfältige Überschwemmungskatastrophen [G/H 193], Wachsen der Moore, starker Rückgang der Nord- und Höhengrenzen [G/H 303]. Alpinverkehr zu Ende. Vermehrte Wasserführung und Wachsen der jüngeren Kalktuffe. Vermehrte Erosion, Schwemmkegel; starker Seeanstieg bis Ausbruch von Ammer-, Tölzer-, Federsee usw. Bildung neuer Seen bei München, Tölz, Memmin-

gen, Ravensburg usw. Erdkrustenbewegungen. Aufhören der Flugsand- und Lößbildung [G/H 303].

Gegen -800 schrumpft die Bevölkerung auf ein Minimum. "Erz- und Salzgruben unter katastrophalen Erscheinungen verlassen" [G/H 224]. Hungersnot und Auswanderung in den atlantischen, dagegen Kulturblüte und Barbarinvasionen in den kontinentalen Gebieten. Die Besiedlung des Alpengebiets weist im Subatlantikum eine große Lücke auf [G/H 304f]: "So bildet diese Zeit gewissermaßen einen neuen 'Hiatus' ähnlich dem länger dauernden zwischen Paläolithikum und Neolithikum" [G/H 224]. Zwischen -900 und -200 transkontinentaler Handel nur zu Schiff oder in warmen Tälern; keine Spuren auf den Pässen. Starke Variabilität der Gebrauchsgegenstände von Tal zu Tal, keine übergreifenden Typen.

Eisenzeitbeginn im Norden mit Subatlantikum oder etwas später, ab -500 [G/H 239, 251]. Deshalb im Norden ältere Hallstattzeit noch bronzezeitlich, während in Mitteleuropa massenhaft eisenzeitliche Funde anfallen, nicht jedoch im Alpenbereich [G/H 219, 251]. Siedlungen wandern mit den zur römischen Kaiserzeit hin sinkenden Seen tiefer [G/H 198].

Das Subatlantikum endet mählich.

-120 bis +180 Gallo-römische Zeit:

Wiedereinsetzender Alpenverkehr, weil Gletscher zurückweichen und Grundwasserspiegel sinkt, trotzdem in geringerem Ausmaß und nur über tiefere Pässe [G/H 222-225]. Tiefe Lage der Kulturschicht von Latène und vieler nördlicher Römerbauten signalisiert tiefe Wasserstände [G/H 45, 184, 198, 305].

+180 bis +900 Spät-römische Kaiserzeit und Mittelalter:

Neuer, maximaler Anstieg von Seen und Mooren bis gegen 800 [G/H 199]. In der Völkerwanderungszeit sehr wenig Spuren, "erst im frühen Mittelalter, als die Sarazenen vordrangen" [G/H 225], können Gams-Nordhagen auf Chronikwissen zurückgreifen, während die Archäologie damals noch kaum Stützen bereithielt.

Geschwindigkeit des Wechsels zu trockenerem Klima unklar.

Danach bis zur Gegenwart relativ trockenes Klima.

Erstaunlicherweise haben sich trotz der Fortschritte bei den naturwissenschaftlichen Datierungen (verbesserte Warvenmethode, C¹⁴-Datierung, Pollenanalyse, Dendrochronologie) die Daten ab dem Eiszeitende seit Gams-Nordhagen wenig geändert, da sich ein Eiszeitende bei -20.000 [Zeuner 1946, 145, 200, 284] nicht durchgesetzt hat. Davon heben sich die seit 1988 vorgeschlagenen Evidenzdaten ab der Altsteinzeit deutlich ab.

Datierungsvergleich zwischen Gams-Nordhagen [1923], Bortenschlager [1979 lt. Küster 1995, 49], Probst [1991, 168f, 227] sowie den tentativen Daten der Evidenzanalyse [H/I = Illig 1988, Heinsohn 1996, 112]

| G/H | Probst | Bortenschl. | H/I | |
|----------|--------|-------------|-------|------------------------------------|
| ab -7500 | -8000 | -8000 | -1500 | Präboreal (Beginn Mesolithikum) |
| ab -6500 | -7000 | -7000 | -1450 | Boreal (Mesolithikum) |
| ab -5250 | -5800 | -5500 | -1400 | Atlant. (Meso-, meist Neolithikum) |
| ab -3500 | -3800 | -2900 | -1100 | Subboreal (Neolith., Bronzezeit) |
| ab -850 | -800 | -400 | -600 | Subatlantisch ('Eisenzeit') |

Katastrophische Konsequenzen

Wir sind nun Helmut Gams und Rolf Nordhagen ein langes Stück Weges gefolgt. Wir haben gelernt, zu welchem unterschiedlichen Ergebnissen der Vergleich von geologischen, botanischen und klimatologischen Befunden führen kann. Wir müssen aber auch hinnehmen, daß die Wissenschaft die Ergebnisse der beiden Autoren ignorierte, während sie unser Gewährsmann über den eigenen Leisten schlug. Man muß sich daran erinnern, daß Velikovskij [262] zwei Großkatastrophen in antiker Zeit postuliert hat: eine im -15. Jh. und eine Katastrophenabfolge vom -8. Jh. bis -687. Auf diese seine Daten wollte er die beiden Autoren rückwirkend einschwören:

"H. Gams und R. Nordhagen nahmen eine ausgedehnte Überprüfung der deutschen und schweizerischen Seen und Marschländer vor und veröffentlichten eine klassische Arbeit über das Thema. Sie fanden heraus, daß die Seen bei zwei Ereignissen in der Vergangenheit - am Ende des Neolithikums (Jungsteinzeit) in Europa in der Mitte des 2.

Jahrtausends sowie im 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung - nicht nur von Hochwasserkatastrophen heimgesucht worden waren, sondern daß auch sehr starke tektonische Bewegungen diese Katastrophen begleiteten oder verursachten" [Velikovsky 193].

Velikovsky ist zugutezuhalten, daß seine Venus-Mars-Katastrophen im -8./7. Jh. durch die Beobachtungen von Gams-Nordhagen fürs -9. Jh. [G/H 224] leidlich abgedeckt werden. Für die Mitte des -2. Jtsds. aber erhält er noch nicht einmal andeutungsweise Unterstützung. Auch das speziell hervorgehobene Herausreißen der Isar in neuester Zeit durfte Velikovsky [193; G/H 53] keineswegs für die Katastrophen zwischen -750 und -687 heranziehen, da Gams-Nordhagen explizit die Zeit "kurz vor Ankunft der Römer" ansprechen [G/H 60]. So bleibt es leider bei dem Leseindruck von *Erde im Aufruhr*, daß hier allzuoft Katastrophenzeugnisse unterschiedlichster Zeiten zwei Großereignisse im -2. und -1. Jtsd. belegen sollen. Gams und Nordhagen bei ihrem tatsächlichen Wort genommen geben uns folgende katastrophischen Hinweise:

- Zusammenwirken von Klimabrüchen und tektonischen Verwerfungen noch in historischer Zeit (herkömml. -1. und +1. Jtsd.)
- Die Seenmaxima rühren nicht vom Abschmelzen der Gletscher her, sondern von deutlich späteren Regenperioden.
- Die Seebecken wurden nicht allein von den Gletschern ausgewählt, sondern (auch) von tektonischen Bewegungen erzeugt [z.B. G/H 200].
- Das Abfließen vieler Seen dürfte von tektonischen Verwerfungen (im Gefolge von Regenperioden) im -1. Jtsd. ausgelöst worden sein.
- Eine kurzfristige Hochwasserperiode ist im Subboreal an vielen Seen zu erkennen, aber Synchronisation mit Mesopotamien und dem Datum -2355 ist nicht gelungen.

Gams und Nordhagen wußten nicht, daß "dark ages" eigentlich streichenswerte Phantomzeiten sind. Ansonsten hätten sie sicherlich noch mehr über die Flüchtigkeit des Mesolithikums [s.o.] und über den Umstand nachgegrübelt, daß ihre beiden Klima-Umbrüche gerade in die "dark ages" nach dem Ende von Troia, Mykene, Knossos etc. und in die Zeit des fiktiven Karls des Großen fallen. Heute lassen sich deshalb einige ihrer Aussagen verschärfen.

- Der abrupte Wärmeabfall bei -850 wird noch wesentlich abrupter, wenn bis zu 600 Jahre "dark ages" von der Zeitachse gestrichen werden. Dagegen erledigt sich das Schrumpfen der Bevölkerung als Fehlinterpolation für fiktive Jahrhunderte.
- Der alpine "Hiatus" in der Zeit zwischen -850 und -120 wird wesentlich erträglicher, wenn die antiken "dark ages" und auch Teile des Hellenismus gestrichen werden.
- Der neuerliche Anstieg des Grundwassers und der Seen "gegen +800" wäre nach Streichung der mittelalterlichen "dark ages" ein ebenso abrupter Klimawechsel wie der bei -850, wenn er nicht ausgerechnet durch karolingische Urkunden gestützt würde [G/H 186, 214]. Tatsächlich müssen wir davon ausgehen, daß alle in diesen Urkunden berichteten Geschehnisse entweder Rückprojektionen aus dem 11. oder 12. Jh. oder freie Erfindungen sind. Insofern schrumpft zwar die verfügbare Zeit, aber nicht um volle drei Jahrhunderte, da sie bis ins 11. Jh. reichen kann.

Im Einzelnen sind interessante Perspektiven zu gewinnen. So bleibt für das küstenferne Europa, insbesondere den Alpenraum, der mesolithische Hiatus seiner Bezeichnung entsprechend fundleer (Funde dagegen an den Küsten, im Rheintal und in Juragegenden [G/H 294]). Gerade für heutige Geologie müßte das völlig unverständlich sein, da die Gletscher gegen -8500 nicht nur abgeschmolzen, sondern auch die großen Schmelzwasserseen ausgelaufen waren. Warum wäre in ein stetig wärmer werdendes Gebiet keine Bevölkerung eingewandert? Waren die Wälder schneller als die Menschen?

Die beiden Autoren heben sogar zweimal hervor, daß

"der 'Hiatus' zwischen Magdalénien und Vollneolithikum von nicht besonders langer Dauer war. In dem zuletzt beschriebenen Ravensburger Profil trennen nur 40 cm Lehm und eine vielleicht von einem einzigen Hochwaasser herrührende Ablagerung die Eisseebildungen, die höchst wahrscheinlich mit dem Magdalénien größtenteils zusammenfällt" [G/H 160].

"Der Hiatus zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit scheint in der Westschweiz nahezu überbrückt. Nach dem Magdalénien hat sich der Rhonegletscher rasch auf eine sehr weite Strecke zurückgezogen ohne deutliche Rückzugsmoränen zu hinterlassen" [G/H 204].

So knapp also können sich angebliche 3.000 Jahre darstellen, eine gute Ergänzung zu Heinsohns Befunden bei Karanovo und Ilsenhöhle [94-112].

Die wachsenden Moore, Kreide-, Tuff- und Almablagerungen machen uns darauf aufmerksam, daß derartige Prozesse auch in historischen Zeiten rasch voranschreiten können. Wir müssen uns also weniger darüber wundern, wenn z.B. Tropfsteine schneller wachsen als zugestanden, nachdem ohnehin in den Plitwitzer Seen Gegenstände binnen kürzester Zeit versintern oder der wachsende Stein von Usterling (bei Landau/Isar) von einem Rinnsal munter zu einer riesigen Kalkrinne ausgebaut wird.

Gams und Nordhagen haben den Versuch gemacht, geologisch-biologisch-klimatische Prozesse exakter zu bestimmen und zu datieren. Ihre zum Teil erstaunlich kurzen Entwicklungszeiten sind von den betroffenen Wissenschaften souverän ignoriert worden. Für die Evidenzanalyse besteht die Möglichkeit, ihre extrem kurzen Datierungen zu justieren, was allerdings eine Verlängerung im Jahrhundertbereich ergeben könnte, je nachdem, inwieweit die Interpretationen von Tuff- und Moor-'Jahresringen' ihre Berechtigung haben.

Es klingt bei den beiden Autoren auch an, daß sie rasche Veränderungen innerhalb von Fauna und Flora beobachten, wenn sich die Kleinklimata ändern. So bestätigen sie z.B. die Beobachtung von Clessin, die damals schon 50 Jahre zurücklag:

"Diese fossilen Conchylien [Schnecken, Muscheln] gewinnen aber deshalb für uns ein erhöhtes Interesse, weil der jetzige kleinere Ammersee der Rest dieses einstigen großen Wasserbeckens ist, und weil wir daher, wenn zwischen den fossilen Conchylien des alten Seebeckens und denen des noch existierenden Sees ein Unterschied besteht, *mit vollster Sicherheit auf das Umbilden derselben im kleiner werdenden See schließen dürfen*; bei manchen Arten werden wir wirklich eine Formenverwandlung nachweisen können, wenn auch die Mehrzahl der Arten mit unseren lebenden Mollusken übereinstimmt" [Clessin 1874 nach G/H 31].

Diesem Hinweis wird unter dem Aspekt der Evolution nachzugehen sein. Wenn heute immer öfters beobachtet wird, daß fast wunschgemäß zweckmäßige Genveränderungen *extrem rasch*, binnen weniger Generationen auftreten, dann wäre daraus der Hinweis auf den bislang fehlenden, maßgeblichen Evolutionsfaktor, aber auch ein Verständnis für "kataklystische Evolution" zu gewinnen, die bislang immer noch auf Einflüsse setzt, die gemeinhin tödlich sind für die Betroffenen.

Mittelalterliches Nachspiel

Mehrmals betonen Gams und Nordhagen, daß die Funde zwischen -100 und +200 Hinweise dafür geben, daß damals der Grundwasserspiegel und die Seespiegel tiefer lagen als davor wie danach. Damals haben die Römer verschiedentlich Knüppeldämme und Bohlwege durch austrocknende Moore geführt [G/H 91, 94]. Diese lagen häufig auch tiefer als die Wasserstände der Gegenwart. In der spätrömischen Zeit stiegen die Pegel wieder deutlich und damit noch einmal auf ein Niveau an, das über dem heutigen liegt [G/H 74]. Dafür sprechen etwa die höhergelegene Wiederaustrittsstelle des Hachinger Bachs, Befunde rings um den Ammersee, die Alm- und Seekreidelager bei Lochhausen, Moosach- und andere Tuffe im Inngebiet sowie die Gründung zahlreicher Orte am heutigen Bodenseeufer - u.a. Lindau auf drei Inseln - im Frühmittelalter [G/H 32, 46, 52, 74, 186].

Fast seit Beginn der Debatte über den Phantomcharakter des frühen Mittelalters gibt es auch das Bestreben, die hier erkennbare Veränderung auf der Zeitachse mit katastrophischem Geschehen zu motivieren, nach dem Motto "Keine chronologischen Probleme ohne katastrophischen Hintergrund". Das ging soweit, daß sogar für mehrere Jahrhunderte vor 1582 wiederholte Erdachsenänderungen postuliert wurden [Marx 1993]. Die Argumente dafür wurden wiederlegt [Illig 1993b, 1994b 25f], geblieben aber ist die Frage, ob am Beginn der mittelalterlichen "dark ages" ein katastrophischer Vorgang ablief, der entweder abrupt zu einer Katastrophe führte oder als etwas länger dauernde Klimakatastrophe die Zeit des frühen 7. und des (direkt anschließenden) frühen 10. Jhs. beeinträchtigte.

Victor Clube, allerdings dem Gedanken periodischer Katastrophen verpflichtet, unterstellte (März 1994) eine kosmische Katastrophe zwischen 500 und 700, die Europa maßgeblich beeinträchtigt habe, was Benny Peiser in Verbindung zu unserer Phantomzeit brachte und von mir nicht ausgeschlossen wurde [Peiser 1994, 8; Illig 1994b, 26].

Mittlerweile haben sich mehrere, räumlich weit auseinanderliegende Indizien gefunden, die in ähnliche Richtung zielen. Aus den nördlichen Alpen ist von Gerhard Schäffer berichtet worden, daß Seenbecken wie u.a. das von **Wolfgangsee**, **Altausseer See** und **Gosau-See** im frühen Mittelalter - gegen +730, das entspricht bei Herausrechnung der Phantomzeit ca. +430 - so rasch eingebrochen sind, daß die dortigen Bäume noch immer

aufrechtstehend im Wasser gefunden werden [vgl. Illig 1994, 29]. Dem damaligen Fernsehbericht samt Unterwasserfotos ist das angekündigte brisante Gutachten niemals gefolgt. Auf der südlichen Alpenseite hat das Entdecken von römischen Steinbrüchen 30 m unter dem heutigen Spiegel des **Comer Sees** klargestellt, daß hier gewaltige Erdrutsche den Seespiegel auf ein ganz neues Niveau gehoben haben [ebd]. Da weder römische noch mittelalterliche Chroniken über dieses Ereignis berichten, bei dem alle römischen Uferstädte ultimativ geflutet wurden, kann es nur in der Zeit zwischen 400 und vielleicht 950 angesetzt werden. Die **Niederlande** sind (ein Hinweis von Ulrich Becker, München) im frühen Mittelalter von der Dünkirchner Transgression, also von einem enormen Meereseinbruch reduziert worden [Meyers 'Holozän']. Meine kürzliche Beschäftigung mit dem kleinasiatischen Tempel von **Didyma** erwies, daß dieser Tempel samt eingebauter Emporenbasilika gegen +617 von einem Erdbeben niedergeworfen worden ist, worauf bis zum 10. Jh. unklar bleibt, ob die Kirche wieder aufgebaut worden ist und wie die chronologischen Bezüge zwischen Spätantike und frühem Mittelalter laufen [Tuchelt 1984; Illig 1996, 93].

Damit liegen über Gams-Nordhagen hinaus Beobachtungen vor, die innerhalb Europas bis zu 800 km, insgesamt 2.400 km auseinanderliegen. Sie können als weitere Zeugen überregionaler Ereignisse eingeschätzt werden, die sich im Moment über rund 200 Jahre verteilen. Vor zwei Jahren hat auch der englische Paläontologe Mike G.L. **Baillie** die These aufgestellt, daß gegen 540 eine globale Katastrophe ihre Spuren zwischen Irland und China hinterlassen habe. Dem war entgegenzuhalten, daß gerade das damals überaus mächtige Byzanz (vom Atlantik bis Mesopotamien reichend) unter Justinian I. überhaupt keine Unterbrechung in seiner auf Repräsentation ausgerichteten Baupolitik erkennen läßt [Illig 1994b, 25ff]. Ich halte es aber nicht für ausgeschlossen, daß etliche der zu dieser These führenden Beobachtungen nicht randscharf auf das Jahr 540 zielen, sondern einfach auf die Spätantike, zumal sie - wie selbst dendrochronologische Bestimmungen - nicht ohne weiteres jahrgenau fixierbar sind.

Auf alle Fälle sind weitere Hinweise darauf zu erwarten, daß in der Spätantike - zwischen +400 und 614=911 - überregionale Katastrophen stattfanden, die auch ein wichtiges Motiv für ein Vordrehen der Uhr - hin zu apokalyptischen Zeiten - gewesen sein können.

Literatur

- Baer, Wolfgang (1963): *Grefoluinga · Gräfelfing*; Gräfelfing
- G/N = Gams, Helmut/ Nordhagen, Rolf (1923): *Postglaziale Klimaänderungen und Krustenbewegungen in Mitteleuropa*; (Landeskundliche Forschungen herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in München. Heft 25.; mit einem Beitrag von Karl Troll); München
- Gerndt, Siegmund (1976): *Unsere bayerische Landschaft*; München
- Hantke, René (1983): *Eiszeitalter. Bd. 3: Die jüngste Erdgeschichte der Schweiz und ihrer Nachbargebiete. Westliche Ostalpen mit ihrem bayerischen Vorland bis zum Inn-Durchbruch und Südalpen zwischen Dolomiten und Mont Blanc*; Thun
- Haunschild, Hellmut/ Jerz, Hermann (1981): *Erläuterungen zur Geologischen Karte von Bayern. 1:500 000*; München
- Heinsohn, Gunnar (1996): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?*; Gräfelfing (1991)
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*; Frankfurt/Main
- (1993a): "Vom Ötzi und anderen Fälschungen"; in *VFG V* (2) 7
 - (1993b): "Kalender und Astronomie. Marginalien zu antiker und mittelalterlicher Chronologie"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart V* (3) 46
 - (1994a): *Hat Karl der Große je gelebt?*; Gräfelfing
 - (1994b): "Des Chaos wunderliche Söhne. Kometen, Jupiter, Venus, Velikovsky und die anderen. Ein 'katastrophisches Potpourri'"; in *VFG VI* (3) 21
 - (1995): "Der ach so alte, eisige 'Ötzi'"; in *Zeitensprünge VII* (1) 92
 - (1996): "Didyma - Magnesia - Rom. Die lückenhafte hellenistische Architektur und eine Methodenkritik"; in *Zeitensprünge VIII* (1) 87
- Marx, Christoph (1993): "Datieren vor der Gregorianischen Kalenderreform"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart V* (3) 38
- Meyers Großes Taschenlexikon in 24 Bänden (1987); Mannheim
- Küster, Hansjörg (1995): *Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa*; München
- Ongyerth, Gerhard (1995): *Die Würm. Im Fluß der Geschichten*; München
- Peiser, Benny (1994): "Cometary Collisions. Bericht über eine Tagung der *Royal Astronomical Society*"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart VI* (3) 4
- Probst, Ernst (1991): *Deutschland in der Steinzeit*; München
- Tuchelt, Klaus (1984): *Didyma in Byzantinischer Zeit*; als 'Didyma Wegweiser 8. Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Instituts'; Berlin
- Velikovsky, Immanuel (1980): *Erde im Aufruhr*; Frankfurt/Main (engl. 1956)
- Wolff-Eder (1963): "Wie aus Grefoluinga Gräfelfing wurde"; in R.A. Höppner (Hg.): *1200 Jahre Gemeinde Gräfelfing. Festchronik*; Gräfelfing
- Zeuner, Frederic (1946): *Dating the Past. An Introduction to Geochronology*; London

Venushitze und Erderwärmung

Gunnar Heinsohn

Wenn an den Meeresküsten Sturmfluten auftreten und Flüsse Hochwasser führen, verfallen die Anwohner in berechtigte Sorge. Hubschrauber kreisen über der Szene. Reporter vergleichen ununterbrochen die Höhe der Deiche mit den steigenden Fluten, um über Zeitpunkt und Auswirkung der Überschwemmungen berichten zu können. Die Unruhe der Menschen steht in direktem Zusammenhang mit der wirklichen Gefahr. Dennoch ist die größte Angst vor Wassermassen, die in der jüngeren Geschichte verzeichnet wurde und noch wird, ganz ohne solche Meßergebnisse, ja ohne jede Veränderung an den Gewässern zustande gekommen. Wir sprechen von der ubiquitären Furcht vor sogenannten Treibhausgasen, die zu globaler Erwärmung, Abschmelzen der Pole, Steigen der Meere und Salzwasserverwüstung gewaltiger Territorien fruchtbareren Landes mit blühenden Metropolen führen sollen. Eine Milliardenbevölkerung sieht sich zur Disposition gestellt - entweder als Opfer der Katastrophe oder als prophylaktisch für die Reduktion von Kohlendioxydausstoß zu eliminierende.

Während des vergangenen Vierteljahrhunderts, in dem fast die gesamte Menschheit in kollektive Panik geriet, war nicht einmal ein Zentimeter Meeresspiegelanstieg an altetablierten - d.h. wenigstens 100 Jahre überprüften - Pegeln unstrittig nachweisbar. Von Satelliten gemessene Veränderungen des Meeresspiegelniveaus um möglicherweise 4 mm jährlich zwischen 1992 und 1994 werden von den zuständigen Forschern keineswegs geschmolzenem Eis zugewiesen, sondern tentativ einer zyklischen Erwärmungsausdehnung des Meerwassers durch erdeigene Aufheizung angelastet - dem sogenannten ostpazifischen El-Nino-Phänomen [Nerem 1995].

Für die behauptete Zunahme der globalen Temperatur sehen die Nachweise noch schlechter aus als für den behaupteten Meeresspiegelanstieg. Die Nachricht über die Nichtveränderung des globalen Klimas erreichte uns übrigens gänzlich unerwartet. Es muß nämlich als Glücksfall gelten, wenn der Urheber einer weltweiten Irreführung - hier über das Klima der Erde - innerhalb weniger Jahre durch objektive Mittel widerlegt wird. Es bleibt aber gesondert zu erklären, warum überhaupt auf ihn gehört wurde

und nicht auf diejenigen, die seine Behauptungen immer schon mit triftigen Gründen zurückgewiesen haben.

Der in den 70er und 80er Jahren wachsende Glaube an eine Erwärmung der Atmosphäre durch Kohlendioxyd (CO_2) wurde erst wirklich geadelt, als James Hansen, Direktor des *NASA Goddard Institute for Space Studies*, am 23. Juni 1988 vor ein Komitee des amerikanischen Senats trat und mit "99%iger Sicherheit" erklärte, "daß der Treibhauseffekt nachgewiesen ist und unser Klima bereits verändert" [Salmon 1993, 27].

Ein halbes Jahrzehnt später, am 27. Juli 1993, traten noch 'höhere' Instanzen der NASA zwar nicht vor den US-Senat, aber vor die Presse. Satelliten des *NASA Marshall Space Flight Center*, die seit 1979 die Temperatur der Erde gemessen hatten, lieferten "keinerlei Daten für eine solche Erwärmung" [Rensberger 1993]. Gerade die eineinhalb Jahrzehnte von 1979 bis 1993 hatten eine - vor allem in Ostasien - starke Ausweitung der globalen Industrialisierung und Motorisierung erbracht. Zwischen 1980 und 1994 hatte der von Menschen erzeugte Ausstoß an Kohlendioxyd von 3,8 auf 6,2 Milliarden Tonnen zugenommen. Eben davon hatten sich die Erwärmungsvisionäre einen deutlichen Temperaturanstieg der Erde erwartet.

Die teuren und von keinerlei persönlichem Vorurteil beeinträchtigten Meßsatelliten der NASA hatten allerdings eine einzige Temperaturschwankung sehr wohl gemessen. Sie bestand in einer kurzfristigen *Abkühlung* nach Ausbruch des philippinischen Vulkans Pinatubo im Juni 1991. Er hatte Schwefelsäuretröpfchen ausgeworfen, die das Sonnenlicht zurückhielten und so für einen kurzfristigen und überdies sehr leichten Temperaturrückgang sorgten. Einmal mehr erwies sich hier, daß es immer noch die Natur selbst ist, die am ehesten das ökologische Gleichgewicht der Erde bedrohen kann.

Die verantwortlichen NASA-Forscher John Christy und Roy Spencer, die persönlich nicht in Gegnerschaft zu den Erwärmungspropheten vom Schlege eines James Hansen standen und von den Satellitenresultaten durchaus überrascht wurden, konnten mit ihren Befunden zeigen, daß am Boden oder in Bodennähe gemessene Temperaturen für globale Trends nicht verwertbar sind, da sie meist ein lokales städtisches Klima reflektieren, das schon wenige Kilometer weiter auf freiem Land ganz anders ausfallen kann.

James Hansen hat seine Drohungen mit den Folgen einer menschengemachten Globalerwärmung auch nach der empirischen Widerlegung keineswegs eingestellt. Er gibt mittlerweile aber doch zu, daß dieser Vorgang nicht meßbar sei. Der von ihm weiterhin geglaubte Treibhauseffekt habe nunmehr lediglich "die Wahrscheinlichkeit verändert" [Hansen in Begley 1996, 43], daß extreme Wetterlagen eher eintreten könnten.

Weder Christy/Spencer noch Hansen machten sich allerdings bewußt, wieso es zu der Idee von der globalen Überhitzung kommen konnte. Sie wurde keineswegs von irdischen Prozessen angestoßen, sondern von Forschungsdaten über die Venus inspiriert. Anders als die Astrophysiker bis in die 50er Jahre vorausgesagt hatten, war dieser Planet nämlich nicht mit einer milden Durchschnittstemperatur von minimal -25°C und maximal $+25^{\circ}\text{C}$ gesegnet, sondern $+520^{\circ}\text{C}$ heiß. Dieses Ergebnis wurde von Radioteleskopen (ab 1956) und Raumsonden (ab 1962) gemeldet und zerstörte einmal mehr menschengemachte Ansichten über den Weltraum.

Das Verweigern eines neuerlichen Nachdenkens über Venus hatte selbstredend auch damit zu tun, daß ein provozierender Außenseiter - Immanuel Velikovsky - die Hitze der Venus den Naturwissenschaftlern mit historischen Aussagen der Alten über diesen Planeten vorausgesagt hatte und dafür längst verlacht worden war. Lediglich die Astrophysiker Bargmann (Princeton University) und Motz (Columbia University) schrieben an *Science* [Bd. 138, Nr. 3547, 21. 12. 1962, 1351], um der Priorität des empörenden Mannes Gehör zu verschaffen:

"Im letzten Kapitel seines Buches *Welten im Zusammenstoß* (1950) hat Velikovsky bestimmt, daß die Oberfläche der Venus sehr heiß sein müsse, obwohl im Jahre 1950 angenommen wurde, daß die wolkige Venusoberfläche - auf der Tag- wie auf der Nachtseite - minus 25°C kalt sei. [...] 1961 hingegen wurde bekannt, daß die Venusoberfläche fast 600°Kelvin aufweist. F.D. Drake beschrieb die Entdeckung als 'eine Überraschung auf einem Gebiet, in welchem am allerwenigsten Entdeckungen zu erwarten waren'."

Die Himmelforscher standen mit den Venusergebnissen plötzlich vor der Möglichkeit, von neuem über das gesamte Sonnensystem nachdenken zu können. Die Venus ist ja nicht nur glühend heiß ($520^{\circ}\text{C} = 793\text{K}$), sondern weist neben zahllosen Besonderheiten, die auf ihr vergleichsweise

jugendliches Alter deuten, als einziger Planet eine retrograde Eigenrotation auf. Da über die Anomalien dieses Planeten aber niemand das regelrecht verehrte und evolutionistisch-friedlich anmutende System von Kant und Laplace über den Haufen werfen wollte, wurden die Aufforderungen zu neuerlichem Theoretisieren erst einmal abgeblockt. Die Gluthitze durfte mithin nicht daher resultieren, daß die Venus jung ist und ihre Hitze im Inneren erzeugt. Ihre extreme Temperatur wurde stattdessen aus einem sogenannten galoppierenden Treibhauseffekt (runaway greenhouse effect) erklärt, für den der 96%-ige CO_2 -Gehalt der Venusatmosphäre verantwortlich gemacht wurde.

Daß auch die Erde in eine zweite Hölle verwandeln könne, was angeblich die $+520^\circ \text{C}$ der Venus erzeuge, wurde bald zum Primärcredo der Propheten globaler Erwärmung. Dieser Glaube verselbständigte sich schnell, war also auch dann nicht mehr zu erschüttern, als die Venusforscher die Konsequenzen ihrer Meßergebnisse längst nicht mehr leugneten. Sie lernten also damit zu leben, daß der heiße Planet tatsächlich 40mal mehr Energie abstrahlt, als er von der Sonne erhält und überdies den Wasserdampf nicht aufweist, ohne den die Modelle vom galoppierenden Treibhauseffekt in sich zusammenfallen. Bitterkalt also wäre der Morgen- und Abendstern ungeachtet seiner CO_2 -Atmosphäre, wenn er nur auf die Sonne angewiesen und nicht selbst noch heiß wäre. Wenn man mit CO_2 und Sonnenlicht 520°C erzeugen, also die Temperatur für das Antreiben von Turbinen erreichen könnte, wäre natürlich das *perpetuum mobile* erfunden und die Energieknappheit auf immer überwunden. Es darf denn auch nicht überraschen, daß die Erwärmungswarner dem Publikum nicht ein einziges Mal die Treibhaushitze durch CO_2 *experimentell* demonstriert haben.

Die Erforschung der *i r d i s c h e n* Klimageschichte hat womöglich noch mehr für die Demontage der CO_2 -Aufheizungsmythen geleistet als der Befund von der Eigenhitze der Venus. Immer ist es Wasserdampf, nicht jedoch CO_2 gewesen, der das Klima bestimmt hat:

"Tatsächlich war das Meerwasser vor etwa 900 Millionen Jahren offenbar am kältesten - zu einer Zeit als die [für Globalerwärmung verantwortlich gemachte] Kohlendioxid-Konzentration am höchsten war. Die gleiche Situation trat während der Karbon-Perm-Epoche auf. In der Kreidezeit und dem Tertiär dagegen blieb die Temperatur des Meer-

wassers weitgehend konstant, während der Kohlendioxydanteil der Atmosphäre immer weiter abnahm. Die Temperaturkurve im Laufe der Erdgeschichte ist also weniger mit dem Kohlendioxyd, vielmehr dagegen mit dem Wasserdampfgehalt der Atmosphäre korreliert" [Rademacher 1996, N2].

Die NASA-Resultate von einer stabilen Temperatur der Erde seit 1979, als die Kohlendioxydemission gleichwohl scharf anstieg, haben erst einmal ebenso wenig zu neuem Nachdenken geführt wie die Entdeckung der hohen Eigentemperatur von Venus. In ihrer Mehrheit kümmert sich die ökowissenschaftliche Publizistik immer noch nicht um die Tatsachen. Auch zwei Jahre nach dem Bekanntwerden der Satellitenmessungen tönt es munter weiter:

"Unersetzliche Ressourcen wandern durch den Schornstein und heizen die Atmosphäre auf" [Stollorz 1995, 26].

"Was inzwischen fast jedem Kind klar ist" [aje 1995, 6] - die globale Erwärmung nämlich - formuliert die ökologisch führende deutsche Tageszeitung (taz), hätten allein notorische Erwärmungsskeptiker noch nicht begriffen. Die Satelliten jedoch ließen die Kinder keineswegs an die Macht. Auch ihre jüngsten Messungen bestätigen:

"Treibhauseffekt noch nicht meßbar" [FAZ 1995, N1; Nerem 1995].

"Der Satellitenbefund über die Temperatur des Planeten, der von dem bei weitem genauesten Instrument für die Messung globaler Temperaturen geliefert wird, verzeichnet eine *leichte Abkühlung*, seit die Messungen im Jahre 1979 begonnen haben" [Balling Jr. 1995; Hvhg.en G.H.].

Aaron Wildavsky hat über einen Zeitraum von fünf Jahren (1988-1992) untersucht, wie die Globalerwärmung zum allgemeinen Glaubenssatz avancieren und dann auch wieder ein Stück weit auf den Boden der Tatsachen zurückgebracht werden konnte. Im Jahre 1989 - ein Jahr nach James Hansens Auftritt vor dem US-Senat - glaubten 97 Prozent der in den Medien *zitierten* Naturwissenschaftler an die globale Erwärmung. Im Jahre 1991 - drei Jahre nach Hansens Auftritt - wurden 400 US-amerikanische Fachgeologen und -metereologen repräsentativ befragt. Von ihnen glaubten nur 60 Prozent an globale Erwärmung. Allerdings schlossen sich lediglich ein Drittel dieser 60 Prozent der These an, daß die globale Erwärmung von einem menschengemachten Treibhauseffekt herrühre. Von allen 400 *be-*

fragten Wissenschaftlern glaubten mithin im Jahre 1991 nur 19 Prozent an den CO₂-Treibhauseffekt. Das war gerade ein Fünftel der 1989 in den Medien *zitierten* Naturwissenschaftler. Im Jahre 1992 schließlich haben denn auch nur noch 50 Prozent der in den Medien *zitierten* Naturwissenschaftler einen menschengemachten Treibhauseffekt behauptet [Wildavsky 1995, 386ff].

Als letzte Verteidigungslinie gegen die Satellitenmessungen der Temperatur der Erdatmosphäre haben Verfechter der Globalerwärmung ins Feld geführt, daß wir doch "alle auf der Erdoberfläche leben" und nicht in der Atmosphäre viele Kilometer darüber [so Philipp Jones in Glick/Rogers 1996, 46]. Will man jedoch für die Erdoberfläche einigermaßen zuverlässige Resultate erlangen, ist in Rechnung zu stellen, daß sie zum überwiegenden Teil aus Wasser besteht. Gibt es Messungen der Wassertemperatur, die noch länger andauern als die Messungen der Satelliten? Durchaus! Sie sind sogar *vor* den weltweiten Globalerwärmungsszenarien begonnen worden. Nicht erst seit 1979 - wie die Satelliten -, sondern bereits seit 1968 mißt das deutsche *Bundesamt für Seeschifffahrt und Hydrographie (BSH)* die Temperatur der Nordsee:

"Wir stellen zwar Schwankungen mit mehrjähriger Dauer fest. Es gibt aber keinen anhaltenden Trend für eine Zu- oder Abnahme der Werte", erläuterte Gerd Becker",

der Leiter des Amtes [Welt der Wissenschaft 1996, 7]. Die Schwankungen wiederum werden nicht auf menschengemachte Faktoren, sondern auf Sonnenzyklen zurückgeführt [Kerr 1996]. Die Temperatur des Atlantik, die nun auch schon über ein Jahrzehnt hinweg gemessen wird, hat sich ebenfalls fast nicht verändert, wenn man von "einer bemerkenswerten *Abkühlung* in seinem nordwestlichen Teil" absieht, wie Patrick Michaels, Professor für Umweltwissenschaften an der Universität von Virginia, im Januar 1996 in einem Vortrag vor dem *Marshall Institute* mitteilte [Krauthammer 1996, 8].

Die Prediger einer Globalerwärmung stehen fassungslos vor der gemessenen Stabilität der Temperaturen. Die eigentlichen Apokalyptiker unter ihnen verspüren nicht etwa Erleichterung, sondern empören sich über die Ergebnisse. Sie würden von der "Energieindustrie" für eine "absichtliche Verwirrung" der Öffentlichkeit eingesetzt [Gelbspan 1995, 33]. Die Erwär-

mungspropheten beginnen zu spüren, daß ihnen das Laienpublikum nicht mehr blindlings folgt. Deshalb hat etwa die *Union of Concerned Scientists* am 18. Februar 1996 in der *New York Times* eine aufschlußreiche viertelseitige Anzeige geschaltet. Den Wissenschaftlern, deren Meßergebnisse die Erwärmungsvoraussagen als Ideologie entlarvten, wird nicht etwa mit anderen Meßergebnissen, sondern mit diskreditierenden Vergleichen entgegengetreten. Sie werden mit Forschern in einen Topf geworfen, die in der Vergangenheit den gesundheitlichen Gefahren des Rauchens nicht scharf genug entgegengetreten wären. Durch Schreibung in Anführungszeichen werden die "Daten" und "Befunde" der empirischen Klimawissenschaftler als Scheinfakten hingestellt [Union of Concerned Scientists 1996a, A13]. Die Arbeit der für die Temperaturmessungen durch Satelliten und Meeresforschung zuständigen Gelehrten wird als "junk science" (Müllwissenschaft) niedergemacht. Erhellenderweise bezeichnet sich die annoncierende Gruppe selbst nicht etwa als der Wahrheit verpflichtet, sondern als "besorgt" (concerned).

Am 26 Februar 1996 haben dieselben Leute ihrer Sorge um den Verlust ihrer Gefolgschaft in der *New York Times* durch eine weitere viertelseitige Anzeige Ausdruck gegeben. Für die angebliche "junk science" auf Seiten der empirischen Wissenschaftler haben sie eine zusätzliche Pointe gefunden. Obwohl die Gesundheit von Amerikas Jugend schon durch die übermäßige Vertilgung von "junk food" gefährdet sei, trügen die Vertreter der "junk science" jetzt auch noch dazu bei, den unschuldigen Kindern nicht nur ihr Essen, sondern auch "ihren Planeten" durch "Klimaveränderung" zu vergiften [Union of Concerned Scientists 1996b, A 13].

Der Ökobeauftragte einer deutschen Wochenzeitschrift will seine amerikanischen Mitstreiter noch übertreffen und begeistert sich - zusammen mit einem hohen Vertreter der Erwärmungsfunktionäre - sogar dafür, die empirischen Forscher als "Abweichler deutlich auszugrenzen" und verkündet noch einmal ohne auch nur die Spur eines Belegs:

"Kein Zweifel besteht allerdings daran: Der Mensch beeinflusst das Klima erstmals in seiner Geschichte in globalem Maßstab" [Stollorz 1996, 25].

Es gibt aber auch besonnenere Reaktionen, ja sogar selbstkritische Rückblicke. So hat sich etwa Robert C. Balling Jr., Direktor des Klimatologie-

Instituts an der *Arizona State University* in Tempe und Mitarbeiter des *United Nations Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC)* zur unbegründeten Beunruhigung der Öffentlichkeit bekannt:

"Von den späten siebziger Jahren bis heute haben wir uns von der Sorge über globale Abkühlung zur nicht minder überzeugt vorgetragenen Sorge über globale Erwärmung bewegt. Ungeachtet dieses Meinungsumschwungs innerhalb der *scientific community* muß man beschämt bekennen, daß die Durchschnittstemperatur der Erde während des gesamten Zeitraums unverändert geblieben ist" [Balling Jr. 1995].

Journalisten - als die effektivsten Verbreiter unfundierter Klimaaussagen - tun sich mit einer Wendung zu den Fakten schwerer. So befragt das Interviewteam von *Newsweek* noch im April 1996 den britischen Ökologen James Lovelock: "Ist der Mensch für die *dramatischen gegenwärtigen Änderungen des Klimas unseres Planeten* verantwortlich"? Lovelock thematisiert nicht etwa die in der Frage steckende Behauptung und antwortet auch nicht mit Meßergebnissen, sondern unterstützt die Frager mit Hinweis auf seine Vorlieben:

"Die von mir *respektierten* Klimatologen sagen, daß es eine 20:1 Chance dafür gibt, daß der Mensch globale Erwärmung erzeugt. Ich denke, daß eine vernünftige Person den Schluß ziehen wird, daß wir das Klima verändern" [Newsweek 1996, 56; Hvhg].

Im Lager der Publizistik gibt es hier und da aber auch eine neue Lust an kritischer Recherche. Die gar nicht mehr so kompetent anmutenden Fachleute werden - etwa vom Klimateam der deutschen Wochenzeitung DIE ZEIT - plötzlich mit wirklichen Fragen konfrontiert:

"Gibt es angesichts der neueren Ergebnisse der Klimaforschung nicht auch Grund zur Beruhigung? Schließlich ist der vorausgesagte Temperaturanstieg leicht nach unten korrigiert worden, außerdem wird er vor allem in den nördlichen Breiten und in den Nachtstunden auftreten" [Wissen 1996, 34].

Noch in dieser Formulierung stecken zwei Irreführungen. Denn die älteren Aussagen beruhten ja gerade nicht auf gemessenen 'Ergebnissen', sondern entsprangen Computermodellen mit haltlosen Annahmen über die Erzeugung von Extremtemperaturen durch CO₂. Und für einen aufgeheizten

Norden sprechen die objektiven Meßergebnisse der Atlantik- und Nordseeforschung ja gerade nicht. Der befragte Experte - Hartmut Graßl, Direktor des Weltklimaforschungsprogramms in Genf - kümmerte sich denn auch um das gewundene Entgegenkommen der Journalisten in keiner Weise, sondern replizierte nur kühl: "Sie haben bei der Temperatur recht" [Wissen 1996, 34]. Ein Vierteljahrhundert massiver Hysterisierung der Menschheit wird ohne eine einzige Silbe des Nachdenkens oder auch nur Bedauerns eher nebenher kassiert. Der Satz über den nicht erfolgten Temperaturanstieg ist niemals als Schlagzeile auf die Aufmacherseiten gelangt, wo sein Gegenteil so oft und gern verkündigt wurde und immer noch wird.



Die Venusfalle

Das Horrorszenario eines unkontrolliert ausufernden Treibhauseffektes auf der Erde muß nicht erst von einem Science-fiction-Autor ausgemalt werden. Die katastrophalen Auswirkungen einer solchen Warmefalle sind schon heute real zu beobachten – am Flammrot. Der genaue Blick auf unseren so romantisch glänzenden Morgen- und Abendstern, die Venus, offenbart Höllisches: Sollten je Venusianer existiert haben, so haben sie selbst das Leben auf ihrem Heimatplaneten ein für alle Mal vermasselt. Der Kohlendioxidgehalt der Venus übertrifft den der Erde um das 350 000fache, die Venus-Temperaturen schwanken um 450 Grad Celsius. Eine wie auch immer geartete Biosphäre kann dort nicht mehr sein.

Weitere Informationen und Anmeldungen zu Earthwatch-Expeditionen:
Earthwatch Deutschland e.V. Haus Rissen
Rissener Landstraße 193
22559 Hamburg
Tel: 040/81 03 37
Fax 040/81-03 49
Online: <http://www.earthwatch.org>
<http://gala.earthwatch.org>

Reklame für die Verängstigung der Erdenbewohner mit der Venushitze
[Kulturmagazin MAX, Mai 1996, S. 187]

Die Angst soll nicht weichen. So schnell gibt sich der ökologisch-grünfriedliche Komplex nicht geschlagen. Der eben noch indirekt Entwarnung gebende Fachmann Graß legt sich gleich mit einer neuen Drohung ins Zeug:

"Schauen Sie in die Schweiz: Der Lawinenschutz in Pontresina ist in der bisherigen Form nicht mehr gewährleistet, weil die Schutzverankerungen im auftauenden Permafrostboden zu wandern beginnen" [Wissen 1996, 34].

Da wurde aber längst schon hingeschaut. Im Mittelalter - so der Befund dieser Forschung - waren die Gletscher Europas erheblich kleiner als heute und ihr damaliges Schrumpfen hat niemand auf das Verbrennen fossiler Stoffe schieben können [Simons 1995, 2]. Die gegen Lawinen zu schützenden Skitouristen in der Pontresina gab es damals allerdings noch nicht.

Manches spricht dafür, daß es dem Ozonloch ebenso ergehen könnte wie der globalen Erwärmung. Mittlerweile sieht es so aus, daß die von Satelliten in der Tat ermittelte Ozonzerstörung in Zyklen verläuft, die vom Elftjahreszyklus der Sonnenflecken und nicht vom Menschen gesteuert werden [New Scientist, 12.6.1993, 5]. Die industriell erzeugten Chlorkohlenwasserstoffe stellen ja ohnehin nur einen Bruchteil dessen dar, was die Natur selbst liefert. Überdies wissen wir inzwischen, daß bei den Modellsimulationen und realen Messungen des Stratosphärenozons große Fehler gemacht wurden [Müller-Jung 1995, N3] und mangels langjähriger Untersuchungsreihen vielleicht noch über Jahrzehnte hinweg erhebliche Unsicherheiten bestehen bleiben [vgl. insgesamt North 1995]. Die als schwerwiegendstes Ergebnis einer Ozonzerstörung vorausgesagte Zunahme an UV-B-Strahlung, gegen die bereits weltweite Verhüllungskampagnen gestartet wurden, hat jedenfalls "nicht stattgefunden" [Wildavsky 1995, 338].

Literatur

- Aje (1995): "Wenn bei Capri der Strand im Meer versinkt"; in *die tageszeitung*, 18.12. 1995, S. 6
- Balling Jr., R.C. (1995): "Keep Cool About Global Warming"; in *The Wall Street Journal*, 16.10. 1995
- Begley, S. (1996): "He's [Hansen] Not Full of Hot Air"; in *Newsweek*, 22.1. 1996, S. 42ff
- FAZ (1995): "Treibhauseffekt noch nicht meßbar"; in *Frankfurter Allgemeine*

- Zeitung*, 17.5. 1995, S. N1
- Gelbspan, R. (1995): "The Heat Is On: The Warming of the World's Climate Sparks a Blaze of Denial"; in *Harper's Magazine*, Dezember 1995, S. 31ff
- Glick, D./ Rogers, A. (1996): "Charting the Fever. How a British Scientist Monitors the Climate"; in *Newsweek*, 22.1. 1996, S. 46
- Kerr, R.A. (1996): "A New Dawn for Sun-Climate Links?"; in *Science*, Bd. 271, S. 1360-1361
- Krauthammer, C. (1996): "Now When the Weather Acts Up, You Know Who's to Blame"; in *International Herald Tribune*, 22.1. 1996, S. 8
- Müller-Jung, J. (1995): "Ozondefizit - ein Artefakt?"; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17.5. 1995, S. N3
- Newsweek* (1996): "Interview: Aspiring to Termitehood"; April 1996, S. 56
- Nerem, R.S. (1995): "Global Mean Sea Level Variations from TOPEX/POSEIDON Altimeter Data"; in *Science*, Bd. 268, S. 708ff
- Rademacher, H. (1996): "Wasserdampf bestimmt die Geschichte des Klimas. Kohlendioxyd als Treibhausgas in der Vergangenheit von untergeordneter Bedeutung"; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung / Natur und Wissenschaft*, 13.3. 1996, S. N 2
- Rensberger, B. (1993): "Global Warming? Satellite Data Don't Back Theory"; in *International Herald Tribune*, 29.7. 1993
- Salmon, J. (1993): "Greenhouse Anxiety"; in *Commentary*, Juli 1993
- Simons, M. (1995): "The Mystery of the Dwindling Alpine Glaciers. Thin Ice. Natural or Man-Made Phenomenon?"; in *International Herald Tribune*, 22. 12. 1995, S. 2
- Stollorz, V. (1995): "Verbrannte Erde. Das Ende des fossilen Zeitalters naht. Schützen wir das Klima nicht, werden die Rohstoffe knapp"; in *Die Woche*, 7.4. 1995, S. 26f
- (1996): "Anstoß: Krach um Klimaketzer"; in *Die Woche*, 8.3. 1996, S. 25
- Union of Concerned Scientists - Sound Science for a Safer Future (1996a), Hg.: "Heard What They're Saying About Global Warming? It's Not the First Time Junk Science Has Been Used to Cloud An Issue"; Anzeige in *The New York Times*, 18.2. 1996, S. A13
- (1996b), Hg.: "If You Worry That Too Much Junk Food Can Damage their Health, Consider What Junk Science Can Do to their Planet"; Anzeige in *The New York Times*, 26.2. 1996, S. A13
- Welt der Wissenschaft (1996): "Wassertemperatur der Nordsee blieb im Mittel konstant"; in *Die Welt*, 10.1. 1996, S. 7
- Wildavsky, A. (1995): *But Is It True. A Citizen's Guide to Environmental Health and Safety Issues*; Cambridge/MA · London
- Wissen (1996): "Die Erde läuft heiß"; in *DIE ZEIT*, 12.1. 1996, S. 33f

Das Weibliche im Mythos

dargestellt an dem gnostischen Mythos "Exegese über die Seele"

Uschi Berretz

"Es gibt ein gutes Prinzip, das die Ordnung, das Licht und den Mann, und ein schlechtes Prinzip, das das Chaos, die Finsternis und die Frau geschaffen hat" [Pythagoras, in Beauvoir 1986, 85].

Diese Erkenntnis verdanken wir Pythagoras, dem im übrigen die erstmalige Verwendung des Wortes Kosmos für das Weltall zugeschrieben wird, das soviel bedeutet wie "Schmuck", "Ordnung". Pythagoras lebte zwischen -570 und -496. Dies berücksichtigt und belehrt durch die Naturwissenschaften, kann der Mensch des 20. Jh. solche Thesen nur belächeln. Doch wenden wir den Blick dem Beginn dieses Jahrhunderts zu. Otto Weininger, seines Zeichens Philosoph, belehrt uns:

"Nur die Frau steht nie den Dingen gegenüber, sie springt mit ihnen und in ihnen nach Belieben um. Sie kann dem Objekte keine Freiheit geben, da sie selbst keine hat" [Weininger in Stopczyk 1980, 289].

Das sind Aussagen über Frauen - im wissenschaftlichen Gewande gemacht - die frau vielleicht zuerst verlacht, dann aber stutzig werden muß oder wütend. Schließlich drängt sich die Frage auf: Wieso sollte ich Chaosverursacherin sein, und warum unfrei? Wenn das, was diese klugen Männer verbreitet haben, nicht begründbar ist, so müssen ihre Annahmen dennoch einen Grund haben, der nicht nur im männlichen Unverstand liegt. Die Fundstelle scheint also zumindest nicht in einem rationalen geistes- oder naturwissenschaftlichen System zu liegen. Also muß man sich auf das zwar irrationale, aber nichtsdestoweniger erhellende Feld der Mythen begeben.

Ich verspreche mir - zumindest vorerst - keine Beantwortung der Frage, warum Weiblichkeit diffamiert wird. Vielmehr möchte ich in diesem ersten Schritt - dieser Aufsatz stellt den Anfang eines Forschungsvorhabens dar, mit dem ich im Sommer beginnen werde - exemplarisch herausarbeiten, wie Weiblichkeit im Mythos behandelt wird und welche Rolle sie einnimmt.

Ich wurde während meiner zehnjährigen Gymnasialzeit auf einer Klosterschule hauptsächlich mit zwei Frauenbildern konfrontiert: dem der

Heiligen und dem der Hure. Damit ist zwar im Gegensatz zu Pythagoras eine Alternative geboten, aber es ist eine Mogelpackung: Heilige wird man meist erst posthum und dann aufgrund recht fadenscheiniger Begründungen. Zusammenfassend läßt sich sagen: Sei es nun das Prinzip des Chaos, das Umspringen mit den Dingen oder das Bild der Hure: Mit dem weiblichen Geschlecht scheint immer ein katastrophisches Element assoziiert zu werden, das die Ordnung des Kosmos oder der Dinge zerstört oder die Triebe anheizt. Meine Thesen sind:

- Eine Parallelisierung von Geburtssymbolik und Katastrophe ist in Mythenbeständen feststellbar.
- Der entscheidende Unterschied zwischen den Geschlechtern ist die Gebärfähigkeit der Frau, die Fähigkeit des Hervorbringens von etwas, von dem man bis zum Schluß nicht 100 %ig sicher sein kann, was es sein wird. Aufgrund der Autonomie bei diesem Akt entsteht ein ambivalentes Frauenbild, denn einerseits ist das Geborene ein Produkt männlicher Zeugung, andererseits ist es allein von der Frau abhängig, ob die Zeugung ein Zeugnis erhält. M. E. wurde diese Fähigkeit des Hervorbringens abgekoppelt vom Akt des Gebärens.

Zur Prüfung meiner Thesen habe ich mir einen gnostischen Mythos ausgesucht mit dem Titel: "Exegese über die Seele". Der Text ist einer der 1945 in der Nähe von Nag Hammadi gefundenen gnostischen Schriften. Da mein Forschungsinteresse nicht primär der Gnosis gilt, werde ich im folgenden nur die Kerngedanken des gnostischen Weltbildes wiedergeben.

Die Gnosis ist eine Erscheinung der Spätantike (1.-4. Jh.). Allerdings speist sie sich aus unterschiedlichen älteren Wurzeln. Neben jüdischen sind u.a. auch griechische, iranische und christliche Einflüsse zu nennen [vgl. Rudolph 1994, 60]. Der Gnosis ist ein dualistisches Denken zu eigen

| | |
|-------------------------|------------------------------|
| zwischen | |
| gutem, unbekanntem Gott | bösem Schöpfergott (Demiurg) |
| Lichtreich | Finsternis |
| Seele | Körper |
| Pneuma (Geist) | Hyle (Materie) |

[vgl. Rudolph 1994, 68f].

Bei Hyle und Materie wird häufig noch das dritte Element der Psyche hinzugenommen, das eine Mittelstellung einnimmt. Das Besondere des gnostischen Dualismus ist die Dämonisierung der irdischen Welt und des Kosmos [vgl. Rudolph 1994, 69]. Die gnostische Schöpfungsgeschichte ist emanationistisch, d.h. alles fließt aus Einem heraus (in diesem Fall aus dem guten, unbekanntem Gott), und ist eine Geschichte der Abwärtsentwicklung (Devolution) vom göttlichen Lichtreich in die irdische Finsternis. Sie hat Katastrophencharakter: Durch eine Störung im Lichtreich entsteht eine Krise, die eine Abwärtsbewegung in Gang setzt, "die als Drama von Fall und Entfremdung fortschreitet" [Jonas 1966/67, 629].

Die körperliche Welt ist das Endprodukt des Abstiegs. Dem Menschen ist eine Erlösung aus dem irdischen Gefängnis möglich, jedoch nur, wenn er Gnosis - Wissen, Erkenntnis - hat. Diesem Wissen ist nicht jeder zugänglich: Nur die Pneumatiker (pneuma - Geist) sind schon Erlöste, die Psychiker (psyche - Seele) können sich als erlösungsfähig erweisen, den Menschen, die in der hyle - Materie verbleiben, ist jeder Weg verschlossen.

Das Wissen wird durch Offenbarung vermittelt. Unwissenheit ist im gnostischen Sinne demnach nicht einfach die bloße Abwesenheit von Wissen, sondern eine durch die Bedingungen menschlicher Existenz wirksame Kraft. Die Offenbarung oder der Ruf macht dem Menschen seine Unwissenheit erst bewußt und ist schon Teil seiner Erlösung [Jonas 1966/67, 636]. Der Inhalt dieses Wissens ist der gnostische Mythos selbst.

Nach dem Tode kann die gnostische Seele ihren Wiederaufstieg ins Lichtreich beginnen, die häufig die Details der Abwärtsentwicklung enthält, da sie durch die gesamte Ordnung des Kosmos und der Planetensphären hindurchführt [Jonas 1966/67, 638].

In der "Exegese über die Seele" geht es um diesen Mythos: Den Fall der Seele in die irdische Welt, ihre Rettung und ihr Wiederaufstieg ins Lichtreich. Ich fasse die Erzählung zusammen:

Ihrer Natur nach weiblich, sogar mit einer Gebärmutter ausgestattet, ist die Seele, solange sie beim Vater im Lichtreich weilt, auch jungfräulich und ihrer Form nach androgyn. Doch sie fällt in einen Körper und in das irdische Leben. In den Händen von Räubern und Ehebrechern büßt sie ihre Jungfräulichkeit ein - sie prostituiert sich. Zwar leidet sie und bereut, läßt sich aber immer wieder von den Versprechungen der Ehebrecher, sie würden bei ihr bleiben und treu sein, täuschen. Sie läuft von Marktplatz zu

Marktplatz und landet in einem Bordell. Schließlich bleibt sie arm und verlassen zurück. Was ihr bleibt, ist blinder, tauber und obendrein noch schwachsinniger Nachwuchs.

Solange die Seele sich prostituiert und die Dinge der sichtbaren Welt und des Leibes für wichtig hält, ist ihr Leiden gerecht. Sobald sie aber die Trübsal erkennt, in der sie ist, wird der Vater Erbarmen mit ihr haben und ihr helfen. Zuerst stülpt er ihre Gebärmutter nach innen - die Seele trägt nämlich die Geschlechtsorgane wie ein Mann außen. Dies dient der Reinigung von der Besudelung durch ihre Schänder. Danach zürnt sie gegen sich wie eine gebärende Frau, die sich windet und hadert im Augenblick der Geburt.

Da sie nun weiblich ist und sich nicht selbst begatten kann, sendet der Vater ihr einen Bräutigam, ihren Bruder, den Erstgeborenen. Gereinigt und erneuert wartet die Seele in ihrem Brautgemach. Die Heirat der Seele mit ihrem Bruder ist nicht wie eine fleischliche Hochzeit: Sie waren schon immer füreinander bestimmt. Die Seele findet ihren wahren Herren, genauso wie die Frau in ihrem Ehemann ihren wahren Herren findet.

Aus der Verbindung gehen gesunde Kinder hervor, denn der Same ist der lebenspendende Geist. Die Seele regeneriert sich, wird verjüngt und kann wieder ins Lichtreich aufsteigen. So wird sie gerettet, doch nicht durch Fertigkeit oder geschriebene Worte, sondern allein durch die Gnade Gottes.

Soweit zum Inhalt. Zum einen präsentiert sich uns hier eine lehrhafte Erzählung, die mit der gängigen gnostischen Vorstellung von der Entstehung der bösen, irdischen Welt korrespondiert. Die Krise im Lichtreich - verantwortlich für die Entstehung von Kosmos und Erde - wird oft von einer weiblichen Figur, meist Sophia (griech. für Weisheit), durch Lüstertheit [Papyrus Berolinensis 27 1-36 in Rudolf ³1994] oder Arroganz [NHC II 4 und II 5] in Gang gesetzt. Sie verläßt die vollkommene mann-weibliche Einheit und handelt selbständig. Das Ergebnis wird als "Chaos" oder "Mist" [NHC II, 5] bezeichnet.

Zum anderen begegnen wir hier einem altbekannten Stoff, der Grundlage eines Schicksalsromans sein könnte: Eine Frau gerät, vom Schicksal gebeutelt, aber auch selbstverschuldet in Schwierigkeiten, denen sie nicht mehr entinnen kann. Erst die Hilfe eines starken Mannes kann sie retten.

Folgen wir also, beide Aspekte im Auge behaltend, dem Gang der Erzählung. Gleich zu Beginn wird kein Zweifel an der Weiblichkeit der Seele gelassen, denn "sie hat sogar eine Gebärmutter". Bis zu dem Zeitpunkt, da sie das Lichtreich verläßt, stellt dies jedoch nur eine Potenz dar, denn sie ist jungfräulich. Der Zustand im Lichtreich beim Vater ist geprägt von Einheit, Ordnung und Ruhe, bis die Seele sich löst und auf die Erde fällt. Warum sie fällt, ob sie willentlich diesen Fall bewirkt, bleibt vorerst unklar. Erst als sie nicht mehr weiter weiß und ihre Trübsal erkennt, betet sie und bereut, ihr Mädchenzimmer verlassen zu haben.

Daß der Fall der Seele selbst verschuldet ist, wird m.E. deswegen eingangs nicht erwähnt, weil dies selbstverständlich ist. Besonders unter der Berücksichtigung, daß wie o.e. in gnostischen Schöpfungsmythen die Krise im Lichtreich durch eine weibliche Person in Gang gesetzt wird.

Eine damit zusammenhängende Frage ist, was die Seele aus diesem vollendeten Lichtreich lockt. Dies läßt sich nur aus dem Verlauf der Erzählung schließen. Die Seele gerät in eine Situation, die sie nicht beherrschen kann, auf die sie keinen Einfluß hat: sie fällt in die Hände von Räubern und, wie es im Text heißt, Ehebrechern. Was auf den ersten Blick unverständlich erscheint, ist ihre eigene Prostitution und die Naivität, die sie immer wieder an Versprechungen glauben läßt.

So wie die Welt, in die die Seele fällt, geschildert wird, ist sie ein Ort, an dem es nur um die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse geht. Und es waren wohl diese, die die Seele veranlaßten, das Lichtreich zu verlassen. Doch sie kann nicht Herrin der Situation werden. Durch Selbstüberschätzung hat sie sich ins Verderben gestürzt.

Gemessen an der Ordnung des Lichtreiches, läßt sich ihr Dasein in der weltlichen Sphäre nur als getragen von Willkür und Chaos beschreiben. Nicht nur der Verlust ihrer Jungfräulichkeit, ihre Prostitution, auch ihr Nachwuchs zeugt von ihrer Unzulänglichkeit, ihrer Defizienz: was sie hervorbringt ist blind, taub und schwachsinnig. Sie hat in jeder Hinsicht gezeigt, daß sie nichts zustande bringen kann, was von Wert ist. Der Vater im Lichtreich erbarmt sich erst, als die Seele ihn anfleht und Reue zeigt.

Seine 'Erste Hilfe' mutet etwas befremdlich an: Er stülpt ihre Gebärmutter nach innen, um sie zu reinigen, worauf die Seele sich wie eine Schwangere gebärdet, die gegen sich zürnt. Die Umwendung oder Umkehr

(griech. *katastrophé*) bildet gleichzeitig den Wendepunkt der Erzählung. Der Aufstieg der Seele wird vorbereitet. Doch mit dieser Umstülpung der Gebärmutter verliert sie auch das letzte Zeichen ihrer Androgynität: Sie ist jetzt auch ihrer Form nach weiblich.

Doch warum wird der Zorn und Hader gegen sich mit dem Verhalten einer Gebärenden verglichen? Erinnern wir uns an die Weltfeindlichkeit im gnostischen Denken. Die Frau als Hervorbringerin neuen Lebens muß auch Symbol sein für die Erhaltung dieser bösen irdischen Welt. Diese Fähigkeit läßt sie in die Nähe des bösen Weltenschöpfers (Demiurgen) rücken. Vergegenwärtigt man sich außerdem den Zustand einer gebärenden Frau, die vor Schmerzen schreit, so kann das aus gnostischer Sicht Ausdruck des Zornes der Frau gegen ihre Natur sein.

Diesem naturhaften Chaos kann die Seele in unserer Erzählung nur entfliehen, indem sie sich bewußt wird, welch' trübseliges Dasein sie fristet, und um Erbarmen fleht. Der Vater sendet ihr ihren Bruder als Bräutigam, denn sie ist weiblich und kann sich nicht selbst begatten. Mit dem Bild der nicht-fleischlichen Hochzeit, aus der schließlich doch Nachwuchs hervorgeht, ist die Wiederherstellung der mann-weiblichen Einheit gemeint. Der Samen des Bruders als lebenspendender Geist ist die pneumatische Kraft, die der Seele den Wiederaufstieg ermöglicht. Die gesunden Kinder sind demnach die guten Ideen oder das Wissen - Gnosis.

Soweit mein Versuch einer Interpretation. Wie ist nun dieser Mythos einzuordnen? Es darf nicht vergessen werden, daß es sich um einen gnostischen Mythos handelt. Das Schicksal einer menschlichen Seele wird erzählt, die, solange sie sich im Bann der finsternen, irdischen Mächte befindet, in der Unwissenheit verbleibt und dann durch Erkenntnis und der Hilfe des Vaters den Weg ins Lichtreich zurückfindet. Dies ist die lehrhafte Seite der Erzählung.

Metaphern, Analogien, Allegorien etc. wendet man dann sinnvoll an, wenn sie die Aussagen verstärken, deutlicher machen. Hier dient die Verwendung von Weiblichkeit der Verdeutlichung der Unzulänglichkeit und Defizienz des Menschen. Diese Wirkung kann allerdings nur erzielt werden, wenn beim Lesenden oder Hörenden ein Verständnis da ist. Es muß also eine Übereinstimmung bestehen, betreffend die Eigenschaften, die mit der Zuschreibung 'weiblich' assoziiert werden. Die Erzählung würde ihre

Wirkung verfehlen, handelte es sich um eine männliche Seele, die auf die Erde fällt, sich prostituiert etc.

Es lassen sich zwei Schlüsse ziehen. Zum einen stößt Weiblichkeit, wie sie hier verwendet wird, auch heute noch auf ein Verständnis insofern, als uns dieser Text nicht absurd erscheint. Zum anderen war es damals schon selbstverständlich, weiblich mit unzulänglich und Chaos zu assoziieren. Es wird also notwendig sein, weiter in die Mythengeschichte einzudringen, um nach Wurzeln zu suchen.

Literatur

Ich stütze mich auf die englische Übersetzung der Nag Hammadi Codizes [Robinson 1988]. Es gibt zwar zwei deutsche Übersetzungen speziell der *Exegese über die Seele*; allerdings konnte ich der einen nicht habhaft werden, die andere von H.-M. Schenke und H.G. Bethge ist in der Theologischen Literaturzeitung erschienen [ThLZ 101, 1976, Sp. 93-104]. Sie betont eine christliche Interpretation, die mir nicht angemessen scheint und auch in der Literatur umstritten ist.

Beauvoir, Simone de (1986): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*; Reinbek

Jonas, Hans (1964): *Gnosis und spätantiker Geist. Band I*; Göttingen (¹1934)

- (1966): "Typologische und historische Abgrenzung des Phänomens der Gnosis"; in *Rudolph (Hg. 1975)*

Robinson, James M. (Hg. 1988): *The Nag Hammadi Library in English*; Leiden · New York · Kopenhagen · Köln (¹1977)

Rudolph, Kurt (1975): *Gnosis und Gnostizismus*; Darmstadt (Wege der Forschung CCLXII)

- (1990): *Die Gnosis. Wesen und Geschichte einer spätantiken Religion*; Göttingen (¹1977)

Uschi Berretz 47053 Duisburg Musfeldstraße 178

Leserbriefe und Vermischtes aus dem MA

Zum *Bau der Cheopspyramide* läßt sich sagen, daß unabhängig, ob mit Menschenkraft oder Maschinen (Hebel u.a.) gearbeitet wurde, immer gilt:

$$\text{Kraft (N)} \cdot \text{Weg (m)} = \text{Leistung (W)} \cdot \text{Zeit (t)}$$

Denken wir uns die Pyramidenmasse in ihren Schwerpunkt konzentriert, so ergibt sich für den *vertikalen* Transport von 50 m und weiteren 50 m vom Nil bis zum Pyramidenfuß bzw. zu den Steinbrüchen:

$$7 \text{ Mill. t} = 70 \cdot 10^9 \text{ N} \cdot (50 + 50 \text{ m}) = 0,7 \cdot 10^{13} \text{ Nm}$$

Für den *horizontalen* Transport:

$$70 \cdot 10^9 \text{ N} \cdot 0,1 \text{ gesch.} \cdot 1000 \text{ m} = 0,7 \cdot 10^{13} \text{ Nm}$$

$$\text{Zusammen } 1,4 \cdot 10^{13} \text{ Nm}$$

Annahmen: 20 Jahre Bauzeit, 10 Monate/Jahr, 28 Tage/Monat, 8,5 Std/Tag, 3600s/St. → Bauzeit: 170 Mill. sec. = $1,7 \cdot 10^8$ s

Somit *Transportleistung* für die Cheopspyramide:

$$1,4 \cdot 10^{13} : 1,7 \cdot 10^8 = 0,82 \cdot 10^5 \text{ Watt}$$

Setzt man 50 Watt ($\approx 1/15$ PS) Dauerleistung für die damaligen Arbeiter an, wobei eine Leistung von 50 Watt dem entspricht, daß ein Mann alle 2 sec. eine Masse von 10 kg (Wassereimer) einen Meter hochhebt, so ergibt sich an produktiven Kräften (ohne Aufseher, Hilfskräfte u.a.) eine Zahl von $0,82 \cdot 10^5 \text{ Watt} : 50 \text{ Watt} = 1640$ Schlepper. Diese deckt sich mit Illigs Berechnung (S. 173) von 720 + 880 Schleppern.

Bei den Vermessungsmethoden war das 'Visieren' zur Spitze das Hauptproblem. Eine Korrektur war nicht möglich. Neigungen und Steinfluchten mußten ständig kontrolliert werden. *Horizontales* Fluchten und Parallelen-schaffen sind früh und abends mit Hilfe von Fluchtstäben und der tiefstehenden, roten, scharfbegrenzten Sonne möglich, da die Strahlen parallel einfallen. Die *Neigungen* der vier Seitenflächen können ebenfalls sehr genau mit Flucht- und Visierstangen zu den Gestirnen wie Sonne, Mond, Planeten, Sterne festgelegt werden. Voraussetzung ist eine kleine Pilot- oder Satellitenpyramide oder auch ein pyramidenförmiges Gerüst mit einer Spitze. Zeigen sich dann die obigen Gestirne in der Visierlinie der Pilotpyramide, so kann dies durch Handzeichen in derselben Sekunde auf die zu bauende große Pyramide übertragen werden.

Gerhard Heise 35576 Wetzlar Wachhecke 19



Wie läßt sich schlüssig beweisen, ob im frühen Mittelalter ein Zeiteinschub stattgefunden hat oder nicht? Welchen Bedingungen muß ein Zeiteinschub von x Phantasiejahren genügen, um nicht aufzufallen?

1. Die Wochentage.

Ich gehe davon aus, daß kein Zeiteinschub die Woche mit ihren 7 Tagen tangiert hat. Daraus ergibt sich, daß x ein Vielfaches von 28 sein muß. Es genügt nicht, daß der nächste Wochentag stimmt, es muß auch die Position in der Folge der Schaltjahre gewahrt bleiben. Beispiel: Ich stelle mir vor, man hätte am 30.4.438 n.Chr. (julian.) Einschübe von $x=11$ bzw $x=28$ Jahren gemacht. Dann hätte sich folgendes ergeben:

| <i>Jahr j</i> | <i>Phantasiejahr j+11</i> | <i>Phantasiejahr j+28</i> |
|------------------|---------------------------|---------------------------|
| 1.5.438 Sonntag | 1.5.449 Sonntag | 1.5.466 Sonntag |
| 1.5.439 Montag | 1.5.450 Montag | 1.5.467 Montag |
| 1.5.440 Mittwoch | 1.5.451 Dienstag | 1.5.468 Mittwoch |

$x=11$ führt also zu einer Diskrepanz, obwohl der Wochentag zunächst stimmt.

2. Die Monddaten.

Nach 19 Jahren fällt der Mond mit seinen Phasen ziemlich genau wieder auf dieselben Daten, - falls der Kalender keine Sprünge macht. Infolgedessen muß x ein Vielfaches von 19 sein.

3. Theoretische Konsequenz.

x muß Vielfaches von 532 sein, da 532 das kleinste gemeinsame Vielfache von 28 und 19 ist. Das bedeutet, daß jeder Zeiteinschub, der kleiner ist als 532 Jahre, entweder mit den Wochentagen oder mit den Monddaten kollidieren muß.

4. Praktische Konsequenz.

Bzgl. Monddaten muß man Quellen suchen, die eine Datierung von Pessachfesten vor dem gemutmaßten Zeiteinschub erlauben. Da in jenen Jahrhunderten das Pessachfest noch auf tatsächlicher Mondbeobachtung und nicht auf Mathematik beruhte, kann man davon ausgehen, daß Pessach tatsächlich am Tage des Frühlingsvollmondes stattfand. Ich halte es für eher

unwahrscheinlich, daß man hier Diskrepanzen finden wird und zwar deshalb, weil man sehr früh gerade diesem Punkt der Berechenbarkeit des Monddatums große Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Bzgl. Wochentagen muß man Quellen suchen, die eine Datierung von Wochentagen vor dem mutmaßlichen Zeiteinschub hergeben. Das Osterdatum sollte dafür geeignet sein, jedenfalls seitdem die Christen Ostern auf den Sonntag gelegt haben. Meines Erachtens ist es so, daß es hier, bei den Osterdaten, Diskrepanzen geben muß - oder aber der Zeiteinschub existiert gar nicht. Wenn ein Zeiteinschub existiert, so könnte man aus den Osterdaten seine Länge modulo 28 bestimmen.

Ulrich Voigt 20146 Hamburg Bornstr. 6

Hier sei der Einwand gestattet, daß die römische Tageszählung die 7tägige Woche nicht widerspiegelt, sondern aufs Monat abstellt. Bei dieser noch in der Neuzeit gängigen Zählweise ist ein Einschub leicht kaschierbar. H.I.



Aufgrund einer obskuren Urkunde feiert Österreich in diesem Jahr sein "tausendjähriges" Bestehen. Sind die Daten wirklich ernsthaft geprüft worden? Der 16jährige "Kaiser" Otto III. beurkundete am 1. November 996 in seiner Burg Bruchsal (bei Karlsruhe) eine Schenkung an den Bischof Gottschalk von Freising (bei München) von einem Landgut im Ort Niuuanhova (= Neuenhofen) an der Ybbs (zwischen Linz und St. Pölten südlich der Donau) im Gebiet des fränkischen Lehens "Ostarrichi". Eine in der Nähe gelegene Burg auf dem Ulmerfeld soll dem Freisinger Bischof schon 995 vermacht worden sein, und die Schenkung sei bis 1803 rechtsgültig gewesen. Aber hätte es statt "Ostarrichi" (von Ostara?) nicht eher Styria heißen müssen?

Gewiß ist den Österreichern das "Tausendjährige" zu gönnen, aber gibt es da keine bessere Grundlage als diese windige Urkunde, die man mit Kammeier wohl getrost zu den humanistischen oder klerikalen Fälschungen zählen kann? Und war die Bezeichnung Austria nicht für Ludwigs Herrschaftsbereich zwischen Rhein und Elbe reserviert worden? Hat die Namensbildung "Ostarrichi" im frühen 11. Jh. beglaubigte Parallelen?

Uwe Topper 12051 Berlin Warthestr. 60

Guatemala, Hafenkneipe. Was steht da für ein altes Tonmodell auf dem Tresen? Seltsames Porträt: Gepflegter kräftiger Schnurrbart, zur Spitze gezwirbelt, und höchstwahrscheinlich auch ein kräftiger Kinnbart. Die feine Ziselierung des Schnurrbartes ist hervorragend ausgeführt und nicht verwittert, es gibt also keinen Zweifel. Wir haben ihn sofort erkannt: Karl der Große. Der Rest ergibt sich zwangsläufig. Zwischen zwei Feldzügen über die Alpen geriet er mit seinem Heer wegen eines Schneesturmes in den Hafen von Massilia. Als er dort zum Aufwärmen kurz "Bei Roland" einkehrte, belauschte er ein Gespräch am Nebentisch. Obwohl der Punier und der Grieche sich in Linear B unterhielten, schnappte Carolus auf, daß die beiden Schlitzohren einem heißen Ding auf der Spur waren. Einem gewissen Ötz-schi, der sich auf der Durchreise hatte vollaufen lassen, hatten sie für einen ordentlichen Krug Wein eine Karte abgeluchst, die merkwürdige insulae im Atlantik zeigte, weit im Westen, gleich neben dem großen Wasserfall, wo die See und die Welt zu Ende ist. Schön warm sollte es dort sein, Früchte, Gold, Geschmeide und Frauen in Hülle und Fülle geben. Das klang natürlich verlockend in Karls Ohren. Warum nicht ein Kurzurlaub in der Karibik? Eine kleine Rheumakur bei erlesenen Genüssen, willigen Frauen und reichlich Reisespesen auch noch für die Heimkehr?

Die weiteren Einzelheiten müssen noch genauer erforscht werden, aber fest steht, daß die Maya sofort erkannten, welch toller Hecht ihnen da die Aufwartung machte und ihm den Ehrendoktorhut der Universität Leibal überreichten. Leider mußte Karl auf weitere Ausflüge dorthin verzichten, weil ihn sein neues Hobby 'Sachsenkürzen' zu sehr in Anspruch nahm. Aber noch heute erinnert an ihn in Lateinamerika der berühmte "Quetzalcoatl" [von Kuets-Ka(r)l-K(r)oate(r)] bzw. Kukulkan = Ku-Ku(r)-Kan, was für Guter-Karl-König steht, wenn man semit. kn in Ansatz bringt. Die r - l - Verschiebung ist, wie jedem bekannt, darauf zurückzuführen, daß die Indianer als auf der Beringstr. eingewanderte Chinesen kein r sprechen können und lieber l sagen. Heute noch! Sicher spielt da noch Vokalharmonie und die eine oder andere Mundart mit hinein. Wenn wundert es, wo doch Massilia sich heute Marseille schreibt und noch ganz anders spricht. Im übrigen wird diese Theorie von Gary Larson und Dick Browne, dem genialen Rekonstrukteur der Karlsphysiognomie, unterstützt. Diese beiden weltbekanntesten Wissenschaftler erhalten zu Recht Abbildungsurlaubnis in den *Zeiten^sprüngen*. Weiter so!

Dieter Helbig 32756 Detmold Blomberger Str. 15a

Gezerre um ein Kreuz

Die Datierung einer hölzernen Großplastik macht erstaunliche Mühe. Als man das 1,70 m hohe Kreuzifix 1983 von Udenheim in den Mainzer Dom verbrachte, galt es als Werk aus der Mitte des 12. Jhs. 1995 forderte Christian Beutler, es gegen 750, zu Lebzeiten des Bonifatius anzusiedeln und damit zum bei weitem ältesten Großkreuzifixus zu ernennen, weit vor den nächstfolgenden gegen Ende des 10. Jhs. [F.A.Z. vom 3.6.95]. Nun hat Hans-Michael Hangleiter, der Restaurateur des **Udenheimer Kreuzifixus** seine Neudatierung für Mitte des 11. Jhs. vorgeschlagen [F.A.Z. vom 13.3.96]. Dendrochronologie und C¹⁴ hatten ergeben: Das Lindenholz des Korpus ist 1250 Jahre alt, doch das Pappelholz des Kreuzes nur 950 Jahre. Da identische Farbspuren am Kreuz wie am Korpus gefunden wurden, muß das Schnitzwerk - auch aus stilistischen Gründen - der Zeit um 1070 zugeschrieben werden. Von eminenter Wichtigkeit ist, daß Beutler seine karolingische Datierung mit Stilvergleichen von Handschriften des frühen 9. Jhs. belegt hatte. So bewies er ungewollt, daß diese Handschriften tatsächlich auch ins 11. Jh. gehören [vgl. 'Karl' 290]. H.I.

Weitere Karlsreaktionen:

30.3. sowie 2.4. Radio Dreyeckland, Freiburg - Georg Schießlbauer: *Puzzlespiele mit Geschichte. Egon Friedell und Heribert Illig setzen zusammen* [1 Stunde, auch zur Phantomzeit-These] ♣ 1.4. GEGENWART, Innsbruck - H. Illig: *Kalender mit beschränkter Haftung. Frühmittelalterliche Phantomzeit auf schwebenden Fundamenten* ♣ 2.4. Der Neue Tag, Weiden - Christine Krämer: *Drei Jahrhunderte blanker Humbug. Gebürtiger Vohenstraußer: Wir schreiben das Jahr 1699 - Drehte Otto III. die Uhr weiter?* ♣ 3.4. Frankfurter Allgemeine Zeitung - Johannes Fried: *Die Garde stirbt und ergibt sich nicht. Wissenschaft schafft die Welten, die sie erforscht: Das Beispiel der Geschichte* [2/5 des Textes behandeln die Phantomzeit-These] ♣ 15.5. H. Illig: *Hat Karl der Große je gelebt?* Vortrag an der Bismarckschule Elmshorn, Abitur-Leistungskurs Geschichte ♣ 4.6. H. Illig: *Hat Karl der Große je gelebt? Ein Vorstoß für eine umfassende Quellenkritik*; Vortrag an der Universität Paderborn für den Fachbereich I (Philosophie, Geschichte, Religions- und Gesellschaftswissenschaften) ♣ Die Fernsehsender *rtl* und *NDR* sendeten bislang nicht.

Bücher und andere Neuigkeiten

Endlich erscheint, noch im Juni, von Gunnar Heinsohn und Otto Steiger: **Eigentum, Zins und Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft;** Rowohlt Verlag, Reinbek, 544 S., geb., 58,- DM.

Im September kommt 'Der Karl' in neuem Gewand, ergänzt und aktualisiert: H. Illig: **Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte;** Econ Verlag, Düsseldorf, geb., ca. 39,- DM.

Deshalb beim Mantis Verlag jetzt für Abonnenten Restexemplare von **Hat Karl der Große je gelebt?** zu lediglich 19,- DM. Denken Sie an Aufklärung, an zu Beschenkende, an zu Ärgernde (Sammler nehmen die ³1996).

Ein weiteres Buch von Ralph Davidson ist erschienen [vgl. Heft 4-95, S. 519]: **Sprachgeschichte. Einige kritische Fragen müssen erlaubt sein.** Für *Zeitensprünge*-Leser zu 70 % von 29,80 DM (+ 4,- DM Versandkosten) bei Verlag *Utopia Boulevard* 22301 Hamburg Maria-Louisenstr. 63

Das zuletzt [1-96; 14] vorgestellte Buch *Test of Time* von David Rohl ist bereits auf deutsch erschienen: **Pharaonen und Propheten. Das Alte Testament auf dem Prüfstand;** München 480 Seiten, 58,- DM

Gewissermaßen Uwe Topper zum Trotz wurden im westlichsten China (Tarimbecken) mehr als 100 Trockenmumien samt Holzgegenständen und Textilien ausgegraben: hochgewachsene rotblonde Langnasen, die hier zusammen mit mongolisch Anmutenden in der Bronzezeit ("~2000") gelebt haben. Haben sich also "**die Indogermanen**" in 'vor-tocharischer Wanderung' vom Kaukasus bis China ausgebreitet? [DIE WOCHE, 31.5.1996, S. 25].

Und natürlich **Ötzi**: Schottische Botaniker untersuchten Moos aus seinem Handgepäck, "wie das britische Wissenschaftsmagazin *New Scientist* in seiner neuesten Ausgabe berichtet" [SZ vom 31.5.1996]. "Zwei Laubmoos-Arten, die 'Ötzi' bei sich hatte, wachsen heutzutage rund 20 Kilometer südlich der Stelle, an der der Gletschermann starb. '**Und der Standort der Moose war vor 5 000 Jahren vermutlich derselbe wie heute**', meint Jim Dickson von der University of Glasgow" [Hvhg. H.I.].

Scientificité, stupidité, q.e.d.

Mantis Verlag

Gunnar Heinsohn (1993): Wer herrschte im Indusal?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

Gunnar Heinsohn (1992): Perserherrscher gleich Assyrenkönige?

Assyrien ist auch in seiner persischen Glanzzeit

nicht ohne Schrift und Städte

142 S. 83 Abb. geheft. 24,- DM

Gunnar Heinsohn (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

146 S. 42 Abb. Paperback 22,- DM

2. Auflage verbessert und um ein aktualisierendes Vorwort erweitert

Heribert Illig (1994): Hat Karl der Große je gelebt?

Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit

3. Auflage 405 S. 71 Bildseiten Paperback

(für Abonnenten nur noch 19,- DM)

Heribert Illig · Franz Löhner (1993): Der Bau der Cheopspyramide

Seilrollen an der Pyramidenflanke: Wie die Pharaonen wirklich bauten

2. korr. Auflage 220 S. 125 Abb. Paperback 32,-

(für Abonnenten 28,-)

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und

Gewalt in archaischen Gesellschaften

131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

Heribert Illig (1992): Chronologie und Katastrophismus

Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag

256 S. Paperback (38,- DM) vergriffen

Heribert Illig (1987): Schriftspieler -Schausteller

Die künstlerischen Aktivitäten Egon Friedells

317 Seiten Paperback 28,- DM vergriffen

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 8, Heft 2, Juni 1996

- 131 Editorial
- 132 Heribert Illig: Zum Glück daneben und auch sonst alles
o.k. Zum Jahrestreffen in Hamburg
- 139 Gunnar Heinsohn: Kyrus der Amarder/Marder =
Aziru der Amurru/Martu. Das Ende des
Mitanni=Meder-Reiches
- 163 Paul C. Martin: Datierung antiker Münzprägung mit
Hilfe des Grönlandeises?
- 169 Uwe Topper: Wer hat eigentlich die Germanen
erfunden?
- 186 Manfred Zeller: Die Landnahme der Ungarn in Panno-
nien. 895 findet dasselbe statt wie 598
- 191 Paul C. Martin: Hinweis auf ein merowingisches
Manuskript
- 194 Heribert Illig: Zwischen Würm und Würmeiszeit.
Ein katastrophischer Rundgang bis ins Mittelalter
- 223 Gunnar Heinsohn: Venushitze und Erderwärmung
- 234 Uschi Berretz: Das Weibliche im Mythos, dargestellt an
dem gnostischen Mythos "Exegese über die Seele"
-
- 130 Impressum
- 162 Ethan in Kometen irritiert Kosmologen
- 241 Leserbriefe und Vermischtes aus dem Mittelalter
- 246 Bücher und andere Neuigkeiten
- 247 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233